

Besprechungen

Le patriarcat œcuménique de Constantinople et Byzance hors frontières (1204–1586). Actes de la table ronde organisée dans le cadre du 22^e Congrès International des Études Byzantines, Sofia, 22–27 août 2011, ed. Marie-Hélène Blanchet – Marie-Hélène Congourdeau – Dan Ioan Mureşan (*Dossiers Byzantins* 15). Paris: Centre d'études byzantines, néo-helléniques et sud-est européennes, École des Hautes Études en Sciences Sociales 2014, 358 S. ISBN 2-9530655-7-2.

Der vorliegende Sammelband, basierend auf einer Diskussionsrunde auf dem 22. Internationalen Kongress für Byzantinische Studien in Sofia, erfüllt – um es vorweg zu nehmen – ein lang ersehntes Forschungsdesiderat: eingehende Untersuchungen zur Politik der Konstantinopler Patriarchen im späten byzantinischen Zeitalter. Gebündelt werden hier bislang disparate Forschungen zu einer der spannendsten Perioden der byzantinischen und (süd-)osteuropäischen (Kirchen-)Geschichte, nämlich von der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner im Jahre 1204 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, als die Herrschaftsideologie in der aufstrebenden Rus unauflösbar mit der politischen Theologie und den autokephalen Kirchenstrukturen verschmolz.

Die von Dan Ioan Mureşans eingeleiteten sechzehn Studien sind in vier Sektionen eingeteilt: In der *ersten* davon (Redéfinitions de pouvoir patriarcale) zeigen Michel Stavrou, Ionuț-Alexandru Tudorie, Alexandru Ștefan Anca und Petre Guran eindrücklich das Neu-Denken und die damit verbundenen Diskurse gegenüber dem Status des Patriarchen im Staat in dem neuen Kontext nach 1204. Die Fallbeispiele reichen von der Amtszeit des nizänischen Exil-Patriarchen Germanos II. (1223–1240) bis zum Patriarchen Antonios IV. (1389–1397, mit Unterbrechung). Sie widmen sich der Diskurs-Anpassung an komplexe historische Lagen (Exil-Kaisertum in Nikaia, kirchliche Spaltung der sog. Arseniten, Bürgerkrieg der Andronikoi und Beziehungen zum aufstrebenden Großfürstentum Moskau), was die Rolle der Kirche und des Patriarchen – als Entscheidungsträger und Mitgestalter – im politischen und sozialen Gerüst der spätbyzantinischen Gesellschaft und Staatsleben betrifft.

Die *zweite Sektion* (L'institution ecclésiastique en acte[s]) widmet sich aus text-kritischer Perspektive den Quellen bezüglich der Geschichte des Ökumenischen Patriarchats in spätbyzantinischer Zeit: dem Patriarchatsregister (Christian Gastgeber), den synodal Protokollen (Luca Pieralli), den Netzwerken und der Zusammensetzung der Patriarchalsynode im 14. Jahrhundert (Johannes Preiser-Kapeller) und schließ-

lich den Transferwegen von Nachrichten an das Patriarchat und ihrem Einfluss auf dessen Diplomatie (Ekaterini Mitsiou, ebenfalls anhand des Patriarchatsregisters). Aufschlussreich ist hier die Intensität und Dynamik der Patriarchalpolitik, die sich weit über rein kirchliche Angelegenheit erstreckte und das staatliche Agieren sowie das Leben der Gesellschaft im Kontext eines schwachen Kaisertums (mit-)gestaltete.

Die *dritte Sektion* (Extension et rétraction des espaces juridictionnels) besteht aus fünf Beiträgen. Sie steht im Zeichen des Kampfes der ökumenischen Patriarchen um Jurisdiktion und Zentralisierung gegenüber inneren ‚zentrifugalen‘ Tendenzen, wie sie vom Konstantinopler Zentrum aus gesehen wurden. Es handelt sich um die Fälle der Bulgarischen, Serbischen, Makedonischen (Ohrid) und Moskauer Kirche (Marie-Hélène Congourdeau, Dan Ioan Mureşan, Günter Prinzing, Konstantinos Vetochnikov). Marie-Hélène Blanchet setzt sich hingegen mit dem ‚Aufstand‘ der orientalischen Patriarchen gegen Konstantinopel und implizit gegen dessen Kirchenunion mit den Lateinern von Ferrara-Florenz (1438–1439) auseinander und fragt nach möglichen Gründen und Implikationen auf die (Religions-)Politik des Reiches. Es scheint, dass sowohl die byzantinischen Herrscher dieser Zeit, aber insbesondere die Patriarchen versuchten, in dem Kontext einer schwindenden politisch-militärischen Macht, den byzantinischen Einfluss und den Zusammenhalt des noch vorhandenen Herrschaftsbereichs durch religiös-jurisdiktionelle Kirchenpolitik aufrechtzuerhalten, was teilweise heftige Reaktionen hervorrief, die zum Gegenteil der intendierten Zentrierung und Uniformierung führten.

Wie bereits anklung, sind die Sektionen nicht nur gemäß inhaltlichen Schwerpunkten strukturiert, sondern legen auch Wert auf den diachronen Ansatz der Analysen. Es ist daher völlig nachvollziehbar, dass die *vierte* und letzte *Sektion* des Bandes in etwas zu kurz geratenen Studien post-byzantinische Fallbeispiele aufgreift, um vor allem institutionelle Kontinuität älterer Strukturen unter osmanischer Herrschaft (Yuli Evangelou) zu beschreiben, sowie deren Verflechtung mit Strukturen innerhalb und außerhalb des osmanischen Herrschaftsbereichs (Machi Païze-Apostolopoulou) und das aus dem Gleichgewicht geratene Verhältnis zwischen Staat und Patriarchat in den letzten 10 Jahren byzantinischer Existenz anzusprechen (Dimitris G. Apostolopoulos).

Der Rezensent hat bei der Lektüre des Bandes – insbesondere der Einleitung – nicht ganz nachvollziehen können, warum das Jahr 1586 (des Titels) als Zäsur ausgesucht wurde und nicht besser 1589, das Jahr der Moskauer Autokephalie. Da die Sprachen der Beiträge Französisch, Englisch und Italienisch sind, hätten kurze englische Abstracts der internationalen ‚Sichtbarkeit‘ der hier zusammengeführten Forschungsergebnisse vielleicht gut getan. Ebenfalls vermisst man ein Register,

das die Orientierung in den detailreichen, exzellent dokumentierten Beiträgen erleichtert hätte. Diese kleinen Kritikpunkte werden allerdings von den Vorzügen des vorliegenden Bandes in den Schatten gestellt: Innovative Forschungsansätze (wie z.B. angewandte Netzwerkanalyse), ausführliche Grafiken und Statistik, Texteditionen zentraler Quellenbestände, Bilder usw. ergänzen wunderbar die eingehenden Darstellungen.

Das Hauptziel der hier versammelten Studien wurde eindrücklich erreicht, deswegen wird dieser Sammelband für Ost- und Südosteuropa-Forscher eine unentbehrliche Lektüre sein. Die Politik der späten konstantinopolitanischen Patriarchen als Ausgangspunkt wird in den großen Kontext transregionaler und diachron langfristiger Kontexte gestellt, um Sachverhalte klar aufzuzeigen, die bei der Ausgestaltung der religiös-konfessionellen, politischen und gesellschafts-kulturellen Landschaft des orthodoxen Raumes bis heute eine maßgebliche Rolle spielen. Das wird aktuell in der Ukraine- oder Kosovo-Krise manifest, in den politischen Entwicklungen im gesamten Ostblock, in der Erweiterung der Europäischen Union usw. Der Sammelband leistet somit einen fundamentalen Beitrag zu einer wichtigen Frage, nämlich wie Ideologien und Denksysteme historische Verwirklichung fanden. Man gewinnt besseres Verständnis, wie das von Justinian I. formulierte Prinzip der *symphonia* oder die byzantinische Ideologie der ‚Familie der Könige‘ durch die Politik des ökumenischen Patriarchats zur Entstehung transregionaler Ordnungsentwürfe des ‚*Orthodox commonwealth*‘ (siehe hierzu die Einleitung von Dan Ioan Mureşan 13 f.) oder des ‚politischen Hesychnismus‘ führten. Konnten auch nicht alle möglichen geopolitischen Kontexte (etwa die Donaufürstentümer) ausführlich besprochen werden, stellt dies keineswegs einen Mangel, sondern eine Motivation dar, solch fundamentale Forschungen zu Grundlagen der europäischen Geschichte, zu Bereichen, die bislang weitgehend ignoriert wurden, fortzusetzen.

Mihai-D. Grigore

Sulamith BRODBECK, *Les saints de la cathédrale de Monreale en Sicile. Iconographie, hagiographie et pouvoir royal à la fin du XII^e siècle (Collection de l'École française de Rome 432)*. Rome: École française de Rome 2010. XI + 771 S. mit zahlreichen Abb. ISBN 978-2-7283-0964-4.

Der Dom von Monreale hat seit dem 18. Jahrhundert neben Bewunderung auch Verstörung und Ablehnung erfahren. Ein Grund dafür lag in seinen gigantischen Dimensionen und in dem scheinbar unübersehbaren Bildprogramm aus farbigen Stein- und Glastesserae, das sich in dem wechselnden Reflexionslicht des Innenraums stündlich zu verändern, dem ordnenden und analysierenden Blick des modernen Betrachters zu entziehen schien.

Wer in der jüngeren Vergangenheit die Originale studieren wollte und die Litanei der Heiligen und ihre Attribute zu entschlüsseln suchte, nahm das 1949 publizierte Buch „The Mosaics of Norman Sicily“ von Otto Demus in die Hand. Doch legte Demus in seiner grundlegenden Analyse den Fokus mehr auf stil- und formanalytische Zusammenhänge. Die Frage nach den Quellen bildgewordener Heiligenlitaneien, wie sie in griechischen und lateinischen Kalendarien, Martyrologien und Kanones auf die Tagesheiligen in Süditalien und Sizilien im 12. Jahrhundert Verwendung fanden, blieb ausgespart. Vor allem die Frage nach der Funktion und dem spezifischen Ort monumentaler Heiligenbilder innerhalb der verschiedenen Funktionsräume der Kirche wurde bisher nicht systematisch erforscht.

Die 2010 von Sulamith Brodbeck vorgelegte, 771 Seiten umfassende Publikation, versprach mit dem Titel „Les Saintes de la Cathédrale de Monreale en Sicile“ diese Lücke zu schließen. Der Paperbackumschlag des Buchs zeigt einen Ausschnitt des Mosaiks mit dem Säulenheiligen Eunufrius, der – bereits in Ekstase – seine Augen rollt und in Richtung des Buchtitels erhebt. Tatsächlich macht der 492 Seiten umfassende, alphabetisch geordnete Heiligenkatalog der 174 Einzeldarstellungen des Mosaikprogramms in Monreale fast zwei Drittel des Werkes aus. Dass es sich beim Werk von Brodbeck aber um mehr als nur einen Cicerone zur Heiligenikonographie handelt, erschließt sich dem Leser im Untertitel: „Iconographie, Hagiographie et Pouvoir Royal à la fin du XII^e Siècle“. Es geht der Autorin also um die Verbindung von Ikonographie und Hagiographie vor dem Hintergrund machtpolitischer Konstellationen am Ende des 12. Jahrhunderts.

Es lohnt sich, die Lektüre mit dem enzyklopädischen „Corpus“ (281–769) in der zweiten Hälfte des Bandes zu beginnen und den illustrierten Katalog der einzelnen Heiligendarstellungen in Monreale zu studieren. In der vorangestellten „introduction méthodologique aux fiches des Saints“ (283–291) erklärt die Autorin die verschiedenen Parameter, mit denen sie den Katalog ausgestattet hat. Jede *fiche* ist in alphabetischer Ordnung mit dem französischen Namen des jeweiligen Heiligen überschrieben. Dem Leser, der nicht Muttersprachler ist, wäre wohl eine Lesart willkommener gewesen, die sich auf die lateinischen oder griechischen Originalnamen bezieht, wie sie auch in den Quellen und in den Mosaiken in Monreale selbst überliefert sind.

Jedes „Titelblatt“ der einzelnen *fiches* besteht aus vier Teilen: ein Baugrundriss mit Navigationspfeil, ein Aufriss, eine Abbildung der jeweiligen Mosaikpartie mit der Heiligenfigur und schließlich ein Kasten mit den Angaben zum Titulus („Inscription“), der Ikonographie („Représentation“), dem Erhaltungszustand („État de conservation“) und die Platzierung im räumlichen Zusammenhang des Baus („Place dans l'espace“). Im Folgenden werden Abbildungen mit Darstellungen der Heiligenfigur an vergleichbaren Orten geboten („Antécédents et parallèles iconographiques“). Hagiographische Angaben zur Vita, zum Tag und zur Verehrung des jeweiligen Heiligen („Fête et diffusion du culte“) schließen den Katalog ab. Von großem Erkenntniswert sind dabei die akribisch recherchierten Quellenangaben, die über den Kontext eines Lexikons zur christlichen Ikonographie weit hinausgehen.

Das Konzept des Heiligenkatalogs lag 2005 der Dissertation der Verfasserin zugrunde. Ihm wurde in der hier erwei-

terten Fassung ein zweihundertseitiger wissenschaftlicher Text vorangestellt, der in vier Teile (parties) mit je zwei Unterkapiteln (die allerdings durchlaufend nummeriert sind) gegliedert ist. Weitere eingeschobene Abschnitte mit Zwischentiteln und jeweiligen Zusammenfassungen dienen leider nicht der Übersichtlichkeit, sondern erschweren es dem Leser, sich in der zuweilen repetitiven Argumentation zurecht zu finden.

Das erste Kapitel besagten ersten Teils fasst auf der Grundlage bestehender Forschungsergebnisse die historischen Daten zur Gründung des Doms durch den jungen Normannenkönig Wilhelm II. zusammen. Daran schließt sich die Geschichte des Benediktinerklosters an, das 1176 durch cluniazensische Mönche aus dem kampanischen Cava dei Tirreni besiedelt wurde (9–26). Das zweite Kapitel der „première partie“ entwirft die historischen Grundzüge des hagiographischen Programms und beschreibt die Anordnung der einzelnen Heiligenbilder im Kirchenraum (27–46). Hier wird deutlich, dass die Autorin vor allem auf eine Erschließung der bisher weniger beachteten lateinischen Heiligenlitaneien abzielt, was im Hinblick auf die normannisch-gallikanische Liturgie in Monreale eine wichtige Rolle spielt (28). B.s grundlegende, schon in der Einleitung (1–6) konstatierte Hypothese besteht darin, dass jeder einzelnen Heiligenfigur eine spezifische Stellung im architektonischen Raum zukommt, die gleichzeitig mit den sie umgebenden Bildern ein Netzwerk bildet: „Car il est nécessaire [...] de comprendre ce qui les lie les unes aux autres et ce qui a motivé leur situation dans un espace défini. La contextualisation de l’image, son insertion dans le «réseau» de représentations qui l’entoure sont en effet une des clefs essentielles à sa lecture.“ (3).

Dessen ungeachtet folgen ihre beschreibenden Passagen doch der traditionellen Sichtweise eines ostwestlichen Achsenbezugs, der in der Apsis seinen Ausgangspunkt nimmt und an der inneren Westwand endet. Was auf den ersten Blick methodisch wenig innovativ anmutet, entpuppt sich jedoch als die vielversprechende Variante einer umfassenden deduktiven Analyse, die folgerichtig vom übergeordneten System historischer, konfessioneller und ikonographischer Wechselbezüge zur Einzelanalyse im Katalogteil hinführt. Was dennoch der Logik einer individuell lesbaren Verortung der einzelnen Figuren im architektonischen (und liturgischen) Raum widerspricht, ist die wiederholte Feststellung der Autorin, dass das Programm einer strengen hierarchischen Ordnung und Symmetrie folge: „Le décor hagiographique de Monreale met en scène la hiérarchie de l’Église, depuis le pape jusqu’aux martyrs. [...] Outre ce mouvement hiérarchique décroissant d’est en ouest, nous observons une volonté de symétrie autour d’un axe est-ouest.“ (35). Es ist bekannt, dass solche Hierarchien und Symmetrien – wir möchten lieber von „Typologien“ sprechen – in bestimmten abgegrenzten liturgischen Räumen wie dem Chor oder den Seitenschiffen funktionieren. Aber B.s Aussage erschwert das Verständnis dafür, dass Bildprogramme im Mittelalter immer vielschichtig zu lesen waren, und zwar abhängig von dem liturgischen Kalender und der Zielgruppe der Gläubigen, die an den Festtagen vor die Bilder geführt wurden. Rhythmisch vorgetragene Lauden und antiphonische Wechselgesänge trugen dazu bei, die Heiligenbilder einzeln oder als typologische Gruppen aufeinander bezogen zu betrachten. Die Heiligenfiguren konnten sogar gleichzeitig

einzelnd *und* in Gruppen, das heißt szenisch, gelesen und verehrt werden. Die Andacht fand unter anderem mit Hilfe von kleinen tragbaren Altären statt, die vor die Wände oder Pfeiler gestellt wurden, an denen die Heiligenbilder – in Monreale in beträchtlicher Höhe – angebracht waren und vor denen sich die Gläubigen vor und zurück bewegen mussten, um überhaupt etwas zu sehen. Davon berichten uns Martyrologien, Itinerarien und liturgische Leitfäden wie zum Beispiel der Traktat *De institutione novitiorum* des Hugo von Saint-Victor aus dem 12. Jahrhundert.

Kapitel 2 der „Première partie“ mit dem Titel „Monreale au cœur de la Méditerranée“ (49–115) beschäftigt sich vor allem mit der Frage nach den stilistischen mediterranen Einflüssen, denen die hagiographischen Bildtypen unterliegen. B. bemüht hier ikonographische Vorgängertypen, die sie einer ausführlichen, freilich wenig erkenntnisreichen Stilkritik unterzieht (50–55). Dabei droht sie der gleichen Aporie zu verfallen wie einst der Doyen der byzantinischen Kunstgeschichte, auf den sich B. wiederholt bezieht: Ernst Kitzinger, der in den *Dumbarton Oaks Papers* von 1966 die Einflüsse auf die normannische Kunst direkt aus Konstantinopel herzuleiten versuchte – aus heutiger Perspektive ein einseitiges stilanalytisches Konzept, das Wechselbeziehungen nicht berücksichtigt und die Innovationskraft lokaler Werkstatttraditionen negiert. Allerdings weitet B. ihre Herleitungstheorie auf Unteritalien aus, speziell Apulien und Kalabrien, wo sie zahlreiche Stilvergleiche mit abgelegenen, zum Teil in das 13. Jahrhundert datierte Monumente anstellt. B.s abschließende Erkenntnis, dass die „variations de la longueur de la barbe, du traitement des cheveux, du port de la tunique ou de la chlamyde“ nur jeweils die Einordnung als „typologie byzantine“ beziehungsweise „typologie latine“ (53) zulassen, ist methodisch und terminologisch nicht befriedigend.

Von weitaus größerer Tragweite sind die von der Autorin akribisch zusammengetragenen Quellenschriften des 12. Jahrhunderts, die aus Sizilien selbst stammen und Kalendarien enthalten, die nicht nur lateinische, sondern auch griechische Heiligennamen commemorieren. In der beeindruckenden Fülle des zutage geförderten Quellenmaterials fallen zwei liturgische Schriften des späten 12. Jahrhunderts auf, welche die Auswahl der in Monreale dargestellten Heiligen direkt oder indirekt beeinflusst haben dürften: Erstens das sogenannte *Martyrologium Ecclesiae Beati Palatii Urbis* (heute in der Kommunalbibliothek Palermo 2 Qq E2, unediert, vgl. B. 286, Anm. 16), dessen Kalendarium 49 Heilige aufführt; zweitens ein Sakramentar aus Messina (heute in der Nationalbibliothek Madrid), das 55 Heilige commemoriert¹. Das Martyrologium enthält zahlreiche französische Märtyrerheilige, unter anderen Denis de Paris, Julien du Mans oder Rémi de Reims, die allesamt im Mosaikprogramm der Cappella Palatina dargestellt sind. Dasselbe gilt für alle römischen Heiligen. Dagegen führt das Messineser Sakramentar eine bemerkenswerte Anzahl

¹ Ed. H. BUCHTHAL, *A School of Miniature Painting in Norman Sicily*, in: *Late classical and mediaeval studies in honor of Albert Mathias Friend, jr.*, ed. K. Weitzmann. Princeton, New Jersey 1955, 312–339, hier 329–338. Vgl. B. 287, Anm. 20.

sizilianischer und süditalienischer Heiliger auf, die ausschließlich im Dom von Monreale zur Darstellung kamen. Interessant ist darin die Erwähnung des Hl. Marcianus, der erste Bischof von Syrakus, der laut Legende noch von Petrus eingesetzt worden war. Er wird hier zum ersten Mal in einer normannischen liturgischen Schrift genannt und gleichzeitig in einer normannischen Kirche dargestellt.

Im Dom von Monreale markierte das ganzfigurige Mosaikbild des Hl. Marcianus am Eingang zum Presbyterium einen liturgischen Ort, den – wahrscheinlich während des Krönungszeremoniells anlässlich der Hochzeit Wilhelms II. im Jahre 1177 – zum ersten Mal Richard Palmer von Syrakus einnahm, der selbst von 1157 bis 1182 Bischof von Syrakus und prominenter Mitunterzeichner der Heiratsurkunde des normannischen Königs war. Als Richard Palmer 1182 in das Erzbistum Messina eingesetzt wurde, führte er das von ihm selbst in Syrakus in Auftrag gegebene Armreliquiar des Hl. Marcianus mit sich. Es befindet sich noch heute im Domschatz von Messina und trägt eine Inschrift, in der sich der Stifter *Ricardus Siracusanus Episcopus* ausdrücklich in die Nachfolge *Sancti Marciani Siracensis Praesulis* stellt (72). Die besondere Verbindung Monreales mit dem Heiligen wird nach B. durch die Tatsache gestützt, dass sich auch in Monreale Reliquien des Hl. Marcianus befanden, die 1596 von Giovan Luigi Lello noch aufgelistet werden. Was die Verfasserin nicht erwähnt, ist, dass Lello alias Don Luigi (II.) Torres, Erzbischof von Monreale, genau die Quelle ist, in der zum ersten Mal die Chorschranken mit Porphyrotae beschrieben werden, vor denen 1177 der Nachfolger des Hl. Marcianus während des Krönungszeremoniells aufgestellt worden hatte.

Mit „Le programme hagiographique de Monreale. Reflet de la politique extérieure de Guillaume II“ (85–115), dem vierten (eigentlich zweiten) Kapitel der „Deuxième Partie“, löst die Autorin ihr im Untertitel des Buchs gegebenes Versprechen ein, politische Implikationen des hagiographischen Bildprogramms zu untersuchen. Dabei legt B. ihr Hauptaugenmerk auf die Beziehungen des normannischen Königs mit dem Kaiser des Hl. Römischen Reichs, Friedrich I. Barbarossa, wie sie sich nach dem sogenannten Frieden von Venedig 1177 darstellten. Papst Alexander III. nutzte die zunehmenden Spannungen der Markusstadt mit Konstantinopel, um mit dem Stauferkaiser und dem Normannenkönig zu verhandeln. Wir verfügen über eine zeitgenössische Schilderung des Zeremoniells von Romualdus II. Guarna, der Erzbischof von Salerno und engster *familiaris* am Hof in Palermo war. Eine ausführliche Bearbeitung dieser einzigartigen Quelle des 12. Jahrhunderts aus neuerer kunsthistorischer Perspektive steht tatsächlich noch aus, weshalb die Ausführungen B.s besonders wertvoll sind. Die Tatsache, dass in Monreale zum ersten Mal auch „deutsche“ Heilige wie der Hl. Bonifaz von Mainz oder die Hl. Odilie von Hohenburg dargestellt sind, unterstreicht laut Autorin die neue politische Positionierung des normannischen Bauherrn Wilhelms II. gegenüber den Herrschaftsansprüchen Barbarossas. (91) Wie B. richtig erkennt, markiert der Friedensschluss von Venedig, der die drei westlichen Machtblöcke, Normannenreich, Heiliger Stuhl und Römisches Kaiserreich, für kurze Zeit zusammenschweißte und das 18-jährige Schisma der lateinischen Kirche beendete, den Höhepunkt normannischer Diplomatie. Interessant ist dabei der von der

Autorin konstatierte Reflex auf das Mosaikprogramm in der Südapsis des Doms von Monreale, wo der thronende Hl. Petrus als „garant de cette nouvelle union“ (92) dargestellt ist. Symmetrisch diesem Bild zugeordnet erscheinen an der Stirnwand der Südapsis die vier Heiligen, die nach B. die „politique extérieure du souverain“ personifizieren: Germanus von Capua, Sabinus von Canosa, Sixtus von Rom und Bonifaz von Mainz. Die ersten beiden Heiligen würden danach die Herrschaftsansprüche Wilhelms II. repräsentieren, der gleichzeitig König von Sizilien, Fürst von Capua und Herzog von Apulien war. Das entspricht wörtlich der *Intitulatio* in den königlichen Privilegien Wilhelms II.: *Dei gratia rex Sicilie, ducatus Apulie et principatus Capue*.

An dieser Stelle wäre spannend gewesen zu erfahren, wie diese „emblematische“ Darstellungsweise rezipiert wurde – und wer der Adressat war. Denn Papst Alexander III. vermied es zeitlebens, sizilischen Boden zu betreten, und seine Nachfolger schickten Legaten, deren Auswahl der normannische König selbst bestimmte. Auch die Frage, wer eigentlich für den Entwurf dieser Bildsequenz verantwortlich gewesen sein könnte, stellt die Autorin nicht. Wenn sie zum Schluss des Kapitels die normannische Machtpolitik in der Zeitspanne zwischen 1170 und 1180 für die Auswahl der Heiligenbilder verantwortlich macht, übersieht sie, dass das Bildprogramm in seinen östlichen Partien bis zum Triumphbogen schon 1177 fertig gewesen sein muss. Deshalb war auch nicht, wie B. auf Seite 115 konstatiert, der von der mächtigen Königmutter Margarethe von Navarra ungeliebte Erzbischof Richard Palmer, sondern sein Rivale Petrus von Blois der theologische Ratgeber des jungen Königs und schon 1166 aller Wahrscheinlichkeit nach auch der Concepteur des Bildprogramms des Doms von Monreale. Dieses wichtige Glied in der politischen Rangordnung der *familiares* am normannischen Hof spielt aber für B.s Einschätzung keine Rolle. In einem der letzten Kapitel des vierten Teils, das den Titel „Un Nouveau Regard sur la Cathédrale de Monreale“ trägt, und in dem sie die „commanditaires et concepteurs“ behandelt (195–202), wird Petrus von Blois gar nicht mehr erwähnt.

Diese vierte und letzte „partie“ (ab 175) der Monographie nun beginnt mit einer methodischen Betrachtung, in der der Begriff der „fonctionnalité“ als Leitbegriff dieses Buchs aufgerufen wird. Dieser Begriff wird folgerichtig mit dem Begriff „espace“ verbunden. So postuliert die Autorin ein neues Konzept: „Chaque saint ou groupe de saints a une fonction de délimitation des espaces internes.“ (176). Ganz richtig argumentiert B., dass Bild und Liturgie, „image et liturgie“, immer an bestimmte Funktionsräume gebunden sind und nicht unabhängig von ihnen betrachtet werden können. Die Autorin erkennt drei getrennte Funktionsräume, die durch die Bilder definiert und abgegrenzt werden: der Raum des Königs, des Klerus und der Gläubigen. Auffällig ist, dass die Autorin keine baugeschichtlichen Analysen in ihre Argumentation einbezieht. Denn der Bau und die Ausstattung des Doms sind keineswegs ohne Brüche vorangeschritten, sondern waren nachweislich mehreren Planänderungen unterworfen. Das ist sowohl anhand des Baubefundes als auch an den Mosaiken selbst abzulesen. So werden Funktionsräume von der Autorin sehr abstrakt definiert. Wichtige Bauteile wie die Chorschranken, die ja ursprünglich den Aktionsraum der Kleriker von

dem der Gläubigen abtrennten, werden nur im Zusammenhang der Ambonen erwähnt (184–185, Annex 6) Es ist unverständlich, warum B. den ehemals reich geschmückten Lettner, der eine Treppe, einen Ambo und eine Täuferkapelle mit Porphyrsäulen umfasste, aus ihrem Diskurs ausblendet. Der Bestand ist anhand der Quellen und des Baubefundes rekonstruierbar und gibt wichtige Hinweise auf die „fonctionnalité“ des ganzen Baus. Zudem existieren noch Reste des Apsismosaiks der Täuferkapelle mit einem Brustbild des Johannes.

Es scheint so, als würde dieser monumentale Referenzpunkt nicht in das hagiographische Beziehungsgeflecht passen, das die Autorin anhand von Blickachsen entwirft. Im „Annexe 5“ werden drei Varianten eines modernen Grundrisses reproduziert, die die angenommenen Blickachsen des Königs und des Erzbischofs von ihren jeweiligen Thronen aus wiedergeben (222). Der Begriff der *visual axis* wurde schon 1949 von Kitzinger in den wissenschaftlichen Diskurs zur Cappella Palatina eingebracht. Es ist zweifellos davon auszugehen, dass das Bildprogramm auf die wichtigsten Rezipienten des Hofes und der Kurie abgestimmt worden ist. In Monreale konnte der König von seinem Thronpodest an der Nordseite des Presbyteriums gewiss ein ganzes Panorama einzelner Heiliger und biblischer Szenen an den gegenüberliegenden Wänden sehen. Dennoch müssen wir uns fragen, ob Bilder – seien sie fest installiert oder beweglich – immer nur von *einem* Standpunkt aus gesehen werden sollten. Darüber hinaus ist die Rezeption stark reflektierender, goldgrundiger Wandmosaiken, die vor allem aus Glastesserae bestehen, in höchstem Maße abhängig von natürlichen und künstlichen Lichtquellen, die zur Inszenierung und Hervorhebung einzelner Mosaikpartien beitragen und gezielt eingesetzt wurden. Dem „vue royale“, dem so unterschiedliche Heilige wie Gregor der Große, Thomas Becket und Maria Magdalena zugeordnet werden, setzt B. den „vue épiscopale/abbatiale“ entgegen. Abgesehen davon, dass König und Abtbischof nach der Krönungsfeier 1177 höchstens einmal im Jahr auf ihren Thronesseln saßen, ist der von B. angenommene Bischofsthron am Südostpfeiler des Presbyteriums eine Rekonstruktion von 1846 und entspricht an dieser Stelle nicht dem ursprünglichen Bestand.

In Kapitel 8 (191–205), das den ersten Gesamtteil des Buches beschließt, bekräftigt die Autorin noch einmal ihren Datierungsvorschlag: Für die Mosaikausstattung der Apsispartie macht sie die 1170er Jahre fest. Die Ausstattung der daran anschließenden Querhausarme verlegt sie hingegen in die 1180er Jahre. Wann das Langhaus des Doms fertig war, bleibt unklar. Letztendlich folgt B. der Spätdatierung, die bereits von zwei Forschergenerationen ohne Ansehen jüngerer Restaurierungsergebnisse und ohne Berücksichtigung des Baubefundes übernommen worden ist. Die Autorin vermeidet es, dort klare Positionen zu beziehen, wo die interdisziplinäre Forschung, die Bauarchäologie, die Diplomatik, die Cultural Studies ihr das Instrumentarium bereitstellen. Unklar bleibt ihr Standpunkt bezüglich der Werkstattfrage. Einerseits scheint sie sich dem älteren Erklärungsmodell anzuschließen: „on a souvent parlé d’une «langue» tardo-comnène appliquée à des canons byzantins ou régionaux, mais on sépare alors catégoriquement le style de l’iconographie.“ (200). In der älteren byzantinischen Kunstgeschichte konnte eine Trennung von Stil und Ikonographie nicht vollzogen werden, da man die Herkunft

der Mosaizistenwerkstatt direkt nach Konstantinopel verlegte. Kitzinger schrieb in seiner 1960 verfassten Monographie zu Monreale sogar von byzantinischen Modellbüchern. Andererseits neigt die Autorin dazu, einer lokalen Provenienz den Vorzug zu geben (201). Dass am Bau auch lokale muslimische Steinmetzen und islamische *musearii* am Werk waren, bleibt allerdings unerwähnt. Eine Planänderung des Baus im Zug der veränderten sozio-politischen Rahmenbedingungen lehnt B. ab. Dass der Dom in Monreale nicht nur als Krönungskirche und dynastische Grabanlage errichtet wurde, sondern auch als Taufkirche, in der die muslimische Bevölkerung Westsiziliens unter zunehmendem Druck konvertiert werden sollte, stellt die Autorin nicht zur Diskussion. Die prominente Darstellung der Apostel und der frühchristlichen Märtyrer in Monreale fordert diesen Diskurs aber geradezu heraus.

Die Vernachlässigung solcher Schlüsselfragen lässt sich unter anderem dadurch erklären, dass B. die szenischen Darstellungen wie die Christusvita, die Heil- und Wunderszenen und die Genesisgeschichte in ihrer Untersuchung ausklammert. Das ist aufgrund des Umfangs des bearbeiteten hagiographischen Programms verständlich; aber wenigstens Querweise wären willkommen gewesen, zumal die szenischen Darstellungen genügend Belege für ein Konfliktpotential enthalten, das das Selbstverständnis einer Herrscherdynastie in Frage stellte, die für die Taufanwärter und Konvertiten nur noch in Bildern anwesend war.

Zusammenfassend kann die vorliegende Publikation von Sulamith Brodbeck als ein wertvoller Fundus ikonographischer Quellenforschung gelten, der in keiner kunsthistorischen Bibliothek fehlen sollte. Das Buch ist eine solide Grundlage für alle, die sich mit der Hagiographie Süditaliens auseinandersetzen wollen. „Une lecture renouvelée de la cathédrale“ bietet es aber nicht. Um die komplexe Bildsprache in Monreale zu dechiffrieren, bedarf es in Zukunft eines Zugangs, welcher den Bau nicht als Endpunkt einer Stilentwicklung, sondern als Schnittstelle mittelmeeischer Kultur begreift.

Thomas Dittelbach

J. Eric COOPER – Michael J. DECKER, *Life and Society in Byzantine Cappadocia*. Basingstoke: Palgrave-Macmillan 2012. XIV + 339 S. ISBN 978-0-230-36106-5.

Das Buch von J. Eric Cooper und Michael Decker liefert eine Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des byzantinischen Kappadokiens, die neben den spärlichen Textzeugnissen intensiver als je zuvor die materiellen Ressourcen und ökonomischen Verhältnisse einbezieht. Dominieren bislang die großen Familienverbände das gesellschaftliche Bild der Region, so wird hier der Blickwinkel erweitert um die Ergebnisse der materiellen Kappadokienforschung. Gegenüber älteren Narrativen aus Ereignisgeschichte, Kirchenväterschrifttum und Prosopographie nimmt hier die anatolische Vulkanlandschaft im

Dreieck von Kayseri, Tyana und Aksaray (Koloneia) auch in ihren naturräumlichen, ökonomischen und archäologischen Gegebenheiten Konturen an, zu denen auch die gebauten und felsbasierten Siedlungszeugnisse gehören.¹ In der Hierarchie der Quellen treten neben die Regelungswerke der Spätantiken Gesetzgebung neuartige und überraschende Beobachtungen zu Bergbau, Textilherstellung, Wasserwirtschaft und zur Kultivierung des ertragreichen Agrarlandes generell. Der viel traktierten kappadokischen Pferdezucht etwa, die mit dem Hinweis auf den stadtrömischen Bedarf in Circus und Militär nicht fehlen darf, wird der politische Aspekt drückender Tributleistungen an die Perser in der Bereitstellung von Pferden (nach Strabo 1500 Pferde und 200 Maultiere jährlich) beigelegt. In diesen Perspektivwechseln und detaillierten Einschätzungen zur ökonomischen Leistungskraft eröffnen sich Zugänge, die die Eigenart Kappadokiens aus naturräumlichen, wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten verständlicher machen.

Der Zeitrahmen ist von der Spätantike bis zum Jahr 1071 n. Chr. gesetzt, als mit der von Byzanz verlorenen Schlacht von Mantzikert den Seldschuken das weite Kleinasien offenstand. Während die Erörterung mit den Spuren des spät-hellenistisch-römisch geprägten Städte- und Siedlungswesen Kappadokiens fließend einsetzt und rasch zu den Strukturveränderungen der kaiserlichen Verwaltungspraxis frühbyzantinischer Zeit überleitet, kommt das Schlussdatum von 1071 n. Chr. abrupt und apodiktisch daher. Die Chance, Fortbestehen und Kohabitation byzantinischer Siedlungen auch unter der seldschukischen Herrschaft des 12./13. Jahrhundert weiterzuverfolgen, wird nicht genutzt.² In dieser Hinsicht endet das so engagierte und kundig geschriebene Buch genauso rigoros wie der historische Ansatz von G. de Jerphanion (1877–1948), der als Pionier der französischen Kappadokienforschung aus der Niederlage von Mantzikert auch die Frühdatierung der bedeutendsten Kirchen Kappadokiens vor 1071 herbeileitete.³

Durch die überschätzte Periodenzäsur vermischen sich auch bei Cooper und Decker die neuen Zugänge der sozial- und Wirtschaftsgeschichte mit anfechtbaren Datierungen archäologischer Monumente. Ihr Buch basiert auf der Zusammenarbeit eines Byzantinisten und eines Archäologen, ohne

dass die Zuweisung der Texte im Einzelnen kenntlich gemacht wäre.⁴ Die Darlegung ist in separaten, zeitübergreifenden Diskursen zu Akteuren und Schauplätzen angelegt, die allerdings durch thematische Überschneidungen und Rückgriffe mitsamt der zugehörigen Fußnoten eine fordernde Lektüre bieten. Auch die allusiven Kurztitel bieten wenig inhaltliche Transparenz, doch führt ein gut erschlossenes Register den hartnäckigen Leser notfalls wieder zurück zur gesuchten Textstelle.

Das erste Kapitel zu „A Vast and Admirable Land“ (11–48) behandelt die Städte- und Siedlungsstruktur Kappadokiens, die Dichte der Bischofsitze, landesspezifische Ressourcen, Fabrikation von Lederwaren, Textilien, die Erschließung von Bodenschätzen, Nutzung von Minen und Erzvorkommen, die auch in der arabischen Phase genutzt werden, dann Pflanzenarten und Tiere generell.

„The Increase of the Earth“ (49–75) als zweites Kapitel befasst sich mit Prosperität und Effizienz bei der Erschließung des Farmlandes, mit Düngergewinnung durch Taubenschläge, Wasserwirtschaft durch Staumauern und felsbegleitend angelegten Kanälen, beispielsweise in den Gartenkulturen des Güllüdere unterhalb des Aktepe Massivs.

„Land of Beautiful Horses“ (76–103) liefert dann eine Wirtschaftsgeschichte Kappadokiens im Engeren, mit Hinweisen zu Pferdezucht für Circus und Militär und Tributleistungen, zur sprichwörtlichen Zuverlässigkeit der Pferde, sowie zur lokalen Produktion von Teppichen, Fellen und Kleidung. Der Einsatz von Webstühlen ist in den mittelbyzantinischen Felsenghöften verschiedentlich nachweisbar.

Das vierte Kapitel „If One, Why So Many?“ (107–138) konzentriert sich auf Mönchtum, Styliten, Klosterwesen, Refektorien und geht auf eine Besprechung der Klostergruppe von Göreme ein, mit der sog. Yılanli Gruppe und den vollständig ausgemalten Säulenkirchen, die mit Jerphanion weiterhin dem 11. Jahrhundert zu gewiesen werden.

„City of God“ (139–171) verknüpft die Akteure der kirchlichen Administration, Bischöfe, Klerus, Chorbischöfe sowie kirchliche Ämter. Es folgt eine kurze Typologie des Kirchenbaus, eine Erörterung des rechtlichen Status der Privatkirchen auf eigenem Grund, ferner kirchlicher Feste, von Frömmigkeit, Heiligenverehrung, Reliquien und des Pilgerverkehrs.

Im sechsten Kapitel rückt die „Elite Society“ (175–212) ins Bild, im Verhältnis Hauptstadt und Provinz, im Selbstverständnis der Grundherren, Wandel der Oberschicht durch Aufsteiger, in Genderfragen, Residenzen mit Repräsentationsräumen (etwa Residenz von Özkonak 188ff. mit Fig. 6.1). Es folgen Status und Prestige mittelbyzantinischer Eliten durch Kirchenstiftungen, (Residenz von Erdemli 200ff. mit Fig. 6.4) und die Diskussion der Auftraggeberschaft der Neuen Tokali (208ff.).

Das Kapitel 7 zu „The Warlords“ (213–252) bietet schließlich eine sehr lesenswerte Sozialschizze des byzantinischen Kappadokiens. Es ist unverkennbar der Höhepunkt des Buches. Behandelt werden Elitenbildung und Patronage, Macht und Ränke, zunächst die Konflikte mit der kaiserlichen Verwaltung, dann das Entstehen einer Militärelite, Herausfor-

¹ Bislang grundlegend M. KAPLAN, *Les Grands Propriétaires de Cappadoce (VIe–XIe siècles)*, in: *Le aree omogenee della civiltà rupestre nell'ambito dell'impero bizantino: La Cappadocia*, a cura di C.D. Fonseca. Galatina 1981, 125–158; IDEM, *Byzance. Villes et campagnes*. Paris 2016, 100–122.

² A. D. BEIHAMMER, *Feindbilder und Konfliktwahrnehmung in den Quellen zum Auftreten der Seldschuken in Kleinasien (ca. 1050–1118)*. *Byz* 79 (2009) 48–99; G. PRINZING, *Byzantiner und Seldschuken zwischen Allianz, Koexistenz und Konfrontation im Zeitraum ca. 1180–1261*, in: *Der Doppeladler. Byzanz und die Seldschuken in Anatolia vom späten 11. bis zum 13. Jahrhundert (Byzanz zwischen Orient und Okzident 1)*, hrsg. von Neslihan Asutay-Effenberger – F. Daim. Mainz 2014, 25–38.

³ G. DE JERPHANION, *Une nouvelle province de l'art byzantin. Les églises rupestres de Cappadoce* Paris 1925–1942.

⁴ Von M. DECKER, *Frontier settlement and Economy in the Byzantine East*. *DOP* 61 (2007) 217–267, dort 238–245 liegt bereits eine Studie verwandter Thematik vor.

derungen durch die fortwährende Grenzsituation und der militärstrategischen Bedeutung Kappadokiens, die Großfamilien der Phokades und Argyroi als native Eliten, Ämterlaufbahnen, Lokalpolitik, sowie lokale Sicherungsmaßnahmen, die bis heute viele der Felskronen Kappadokiens, insbesondere an den Flanken des Hasan Dags, als Fluchtburgen ausweisen.

Es folgt eine „Conclusion“ (253–260) zu Prosperität, kulturellen Einfärbungen durch Perser, Armenier und Araber und dem gestalterischen Potenzial der Felsenresidenzen, die eine lokale Identität der kappadokischen Eliten begründeten.

Der wirtschaftsgeschichtliche Ansatz der Darlegung führt eine ökonomisch starke Region vor Augen, die nacheinander, in römischer, früh- und mittelbyzantinischer Zeit von durchgreifenden Umstrukturierungen und Verteilungskämpfen erfasst wurde. Der Landbesitz des hellenistischen Königtums und die immensen Tempelliegenschaften begründeten zunächst den Einfluss einer reichen kappadokischen Priesterschaft: Der Tempel des Zeus Daceius in Venosa, der Tempel des Ma in Komana und des Tempel des Zeus Asbamaios bei Tyana – Zeugnisse, die heute freilich in der Wahrnehmbarkeit getilgt sind – gingen in der Spätantike in Gänze in den Kronschatz über. Der klimatische Nachteil des anatolischen Hochlandes, das mediterrane Olivenkulturen nicht zu ließ, wurde kompensiert durch ein ausgedehntes Domänenwesen mit ganzjährig Wasser führenden Flussoasen und Weidegebieten für Pferdezucht und Maultierhaltung. Für den Unmut der lokalen Elite gegen den Ausschluss vom kaiserlichen Grundbesitz steht exemplarisch Novelle 30 der justinianischen Gesetzgebung. In mittelbyzantinischer Zeit folgt eine Neukonfigurierung der Landwirtschaft in kleinteiligen Parzellen aus Weiden, Feldern und Gartenkulturen. Erzbergbau, Fabrikationen von Leder und Textilien (68, 96) belegen die Diversifizierung der Ressourcen, zu denen auch die Ausbeute der kappadokischen „Sinope“-Erde (69) gehörte. Für die arabischen Eroberer blieben die Minen und Bodenschätze weiterhin von großem Interesse. In derartigen Blickerweiterungen liegt die Stärke der Darlegung.

Es gelingt die beiden Kappadokien – das frühbyzantinische (6. bis frühes 7. Jahrhundert) in kaiserlicher Verwaltung und das mittelbyzantinische (10.–11. Jahrhundert) der lokalen Führungsschicht gegeneinander abzusetzen und in ihren unterschiedlichen Ökonomien und Gesellschaften gegeneinander zu akzentuieren. In mittelbyzantinischer Zeit waren die Vermögenswerte in der Hand der örtlichen Eliten erheblich, wie das Testament des Eustatios Boilas von 1059 für Kleinasien untermauert (210).

Durch die Perserkriege von 610/620 und durch die rasche Ausdehnung der arabischen Kalifate wurde Kappadokien zum Frontland. Im 9. Jahrhundert gingen antike Städte wie das hellenistisch-römische Tyana endgültig unter. Der Behauptungswille der Byzantiner brachte Erfolg in kleineren, lokal agierenden militärischen Einheiten, den Kleisourai, die durch die Kontrolle von Passdurchgängen und Knotenpunkten ihre Wirksamkeit entfalteten.⁵ Als dann im 10. Jahrhundert die

Wiedererrichtung einer stabilen Themenordnung gelang, hatte sich die ansässige Gesellschaft Kappadokiens grundlegend verändert. Die frühbyzantinische Kultur der Theater, Aquedukte und Thermen, das Stadtleben eines Caesarea (Kayseri) mitsamt der kirchlichen Großarchitektur war untergegangen. Eine armenisch, persisch und weit hin islamisch durchmischte Hybridkultur und eine östliche Felsbaukunst der Gehöfte mit Fassaden und reicher, mehrgeschossiger Architekturimitationen im Inneren rückte an diese Stelle. Eine Oberschicht von Großgrundbesitzern und vermögenden Familienverbände wie die Maleinoi, Phokades, Argyroi, Diogenes und Melissenoi (54) schuf inmitten der Anbauflächen nun Gehöfte und Residenzen neuen Typs (Courtyards). Diese Hofgevierte werden zurecht als das Erfolgsrezept schlechthin des kappadokischen Siedlungswesens herausgestellt (187ff.). In Einzellage wie auch als Streusiedlung in einer Tuff-führenden Schicht gereiht konzentrierten sie Ställe, Vorratslager, Küchen und hallenartige Wohnsaale und private Grabkapellen um einen häufig auch mit einem Tor verschließbaren, aus dem anstehenden Felsen entkernten, offenen Innenhof. Inzwischen sind vier mittelbyzantinische Siedlungskammern dieser Art publiziert (Canlı Kilise, Selime-Yaprakhisar, Momoasson, Acik Saray).⁶ Das besterforschte Areal bleibt das der Canlı Kilise bei Celtek (153), vorgelegt in der vorzüglichen Publikation von Robert Ousterhout, die die Wende von der ikonografischen zur archäologischen Kappadokienforschung eingeleitet hat.⁷ Bezog er diese Ansiedlung von einigen hundert Bewohnern zunächst noch auf militärische Rahmenbedingungen, so wurde in Momoasson ein Salböl-Händler („Myropolites“) als Hausherr eines ansehnlichen Gehöftes identifizierbar.⁸

Überschätzt wird von den Autoren jedoch die Bedeutung des Sarays von Özkonak (in der älteren Literatur auch Belha-Monastir genannt) (258f.). Es wird im Anschluss an die Dissertation von Nicole Lemaigre Demesnil zum Proto-

⁵ Immer noch hilfreich: E. HONIGMANN, Die Ostgrenze des byzantinischen Reiches von 363 bis 1071 nach den griechischen, arabischen, syrischen und armenischen Quellen. Brüssel 1961 sowie F. HILD – M. RESTLE, Kappadokien (TIB 2). Wien 1981.

⁶ Zusammenfassend Catherine JOLIVET-LÉVY, Byzantine Settlements and Monuments of Cappadocia: A Historiographic Review. *Eastern Christian Art* 9 (2012–2013) 53–62; zu ergänzen wäre R. WARLAND, Byzantinische Siedlungsspuren in der Region zwischen Gökce/ Momoasson und Gökçetoprak in Kappadokien (Survey 2009), in: Arastirma Sonuclari Toplantisi. 24–28 Mayıs 2010 Istanbul. Ankara 2011, 243–259 und zum Acik Saray zuletzt: Fatima GÜL ÖZTÜRK, Aciksaray Open Palace: a Byzantine rock-cut settlement in Cappadocia. *BZ* 107 (2014) 785–810.

⁷ R. OUSTERHOUT, A Byzantine Settlement in Cappadocia, Washington 2005, 79–184 dort bes. 182–184. Das Buch umfasst eine Baumonographie und eine Siedlungsanalyse zugleich, sodass es in unterschiedlichen Kontexten zu diskutieren ist.

⁸ R. WARLAND, Die byzantinische Höhensiedlung von Gökce/Momoasson in Kappadokien, in: *IstMitt* 68 (2008) 347–369, dort 367. Gegen den Einwand von Catherine Jolivet Lévy (Bryn Mawr Classical Review 2014.01.18) es könne sich nur um ein Toponym handeln, sei auf den Sarkophag eines Salbölhändlers namens Chrysimos Myropolis hingewiesen: Th. STEFANIDOU-TIBERIU, Die lokalen Sarkophage aus Thessaloniki. *Ruhpolding* 2014, 238–239.

typ des 6. Jahrhundert für die mittelbyzantinischen Gehöfte erhoben (197, 259). Schon diese Sonderstellung gegenüber der ansonsten nur mittelbyzantinisch belegbaren Typologie sollte Anlass zu kritischer Nachprüfung geben. Die monumentale Pfeilerstellung der in den Flanken zweigeschossigen Hoffassade wäre in der Frühzeit ohne jeden Vergleich. Ein Verweis auf Gliederungssysteme syrischer Bauten käme für den Außenbereich in Betracht, nicht aber für die kleinteiligen, zum Teil willkürlich verspringenden Innenraumgliederungen Kappadokiens.⁹ Tatsächlich beruht diese Frühdatierung von Özkonak auf der nicht minder anfechtbaren Frühdatierung der Durmus Kadir Kilise von Göreme, die wegen ihres vermeintlich frühchristlichen Erscheinungsbildes (zweiläufiger Ambo, dreischiffiges basilikales Schema) von der französischen Forschung noch immer dem 6. Jahrhundert zugewiesen wird. Es sind jedoch hinreichend Belege für dreischiffige, mittelbyzantinische Basiliken und mittelbyzantinische Ambone (vgl. den Pyrgos-Typus etwa im frühmittelalterlichen Ravenna und der Schweiz) bekannt, so dass die Frühdatierung dieses typologischen Ausreißers unter den generell mittelbyzantinischen Fassaden und Hofanlagen nicht länger vertretbar erscheint.¹⁰

In besonders herrschaftlichen Felsenresidenzen wie Selime und Erdemli konnten lokale Barone wie Kleinkönige Hof halten. Zum monströsen, doppelstöckigen Saray von Erdemli werden erstmals Schnitte und Fassadenansichten vorgelegt (200ff.). Zurecht wird die Bedeutung der seitlichen Freitrepp für die Erschließung der zweigeschossigen Anlage hervorgehoben, unten Wohnpalais, oben Kreuzkuppelkirche. Durch die gewollten Asymmetrien der Gewölbe und das Verspringen der Raumachsen, die auf Kolossalität und Überwältigung berechnet waren, gestaltet sich die Nutzung der Räume allerdings schwierig. Das einzelne Emporengeschoss im Norden war vermutlich nur eine Scheinempore (202, Fig. 6.5), während im Westen eine großzügige Westempore zur Verfügung stand. Allerdings gibt die Deesis-Malerei in der Apsis einen stilistischen Hinweis auf eine Spätdatierung in das 13. Jahrhundert, sodass das Saray von Erdemli wiederum außerhalb des Untersuchungsrahmens des Buches läge. Man hätte von den Autoren einen Hinweis erhofft, wen sie hier als historischen Grundherren (Armenier?) vermuten. Durch Umsiedlung und Migration von Armeniern und Georgiern veränderten sich seit dem 11. Jahrhundert die ethnischen Zuordnungen ganzer Täler und Siedlungskammern Kappadokiens (42, 212).¹¹ Das multifunk-

tionale Konzept der agrarischen Hofgevierte wandelte sich in repräsentative Herrschaftsarchitektur.

Unterstützt wird die magistrale Gesellschaftsskizze durch aufwendige Berechnungen, durch Schätzungen zu Wertschöpfung und Geldäquivalenten. Das wirtschaftshistorische Wissen der Autoren angelsächsischer Tradition fördert Erstaunliches zutage, wenn auch bisweilen die Belastbarkeit dieser Zahlen problematisch erscheint: Schätzungen zu Maßen, Zahlen, Flächenverbrauch, Leistungsmerkmalen und Arbeitszeit (83) bis zur Berechnung des täglichen Futtermittelsverbrauches von Pferden (87, 46) durchziehen das gesamte Buch. Für die Freilegung des Naos der Neuen Tokali soll ein einzelner Mann schätzungsweise zwei Jahre Arbeit benötigt haben, mit der Feinbearbeitung und Endfertigstellung seien dann aber noch einmal zwei Jahre erforderlich gewesen (210). Die Kosten werden kühn auf 72 Nomismata geschätzt. Der hohe Aufwand für die Beschaffung des Lapislazuli-Farbmasse der Malereigrundierung¹² steigerte sodann die Gesamtkosten auf geschätzte 2664 Nomismata, ein Betrag der wiederum in Bezug zum beträchtlichen Vermögen der lokalen Eliten gesetzt wird. „Hence, the foundation of Tokali Kilise New Church was eminently affordable to a wide range of the Cappadocian elite, and might have cost about the same as a reasonably productive village, a personal library, some finery, or a court title (= *i.e.* Prothospatharios) like the one Michael Skepidides bears – and likely purchased – in his inscription at Soganli Dere“ (210).

Die Neue Tokali Kilise wird von den Autoren zunächst, ganz nach Jerphanion und N. Thierry, der Zeit des Nikephoros II Phokas zugeordnet und auf 940–969 datiert (209). Doch wenig später wird diese Auftraggeberschaft dann angezweifelt, weil der Stiftername Leo prosopographisch nicht für die kappadokische Familie der Phokas nachweisbar sei. Die beiden Autoren plädieren nun im Falle der Neue Tokali für unbekannt lokale Magnaten, denen Rangtitel nicht zur Verfügung standen (210). Der Datierungsanhalt ist damit aber entfallen. Die Lesart der Inschrift der Neuen Tokali als Hinweis auf eine Gemeinschaftsstiftung wird durch die jüngste epigrafisch-prosopografische Nachprüfung von Andreas Rhoby bestätigt.¹³ Längst erscheint es geboten, dass sich die Forschung erneut mit der stilistischen Datierung in das 13. Jahrhundert auseinandersetzt, die H. Wiemer vorgelegt hat.¹⁴ Auch lässt sich am monumentalen Pfeilertempon der Hauptkirche von Göreme (byz. Korama) die Trennung in zwei zeitlich auseinanderfallende Phasen unterscheiden, einer Neuen Tokali A mit spar-

⁹ Die Pilaster im Kircheninneren von Özkonak besitzen darüber hinaus charakteristische Röllchenkapitelle, bei denen Röllchen an die Funktion der Voluten erinnern: diese treten ebenfalls in der Residenz von Selime Kale und im Apsisbereich der Canli Kilise als Auszeichnung auf. Auch für diese Monumente ist eine Spätdatierung anzusetzen.

¹⁰ Dass kurze Basiliken mit geringer Säulenzahl zum mittelbyzantinischen Bauinventar gehören, hat jüngst M. ALTRIPP, *Die Basilika in Byzanz*. Berlin 2013 an zahlreichen Beispielen vor allem Griechenlands aufgezeigt.

¹¹ Zu armenischer Besiedlung zuletzt Nicole THIERRY, *L'église de Saint Constantin et des Quarante Martyrs du Basilikos Kandidatos, Basile Tigori, à Erdemli, Cappadoce*. *DChAE* 27 (2006) 137–144.

¹² Dazu vgl. M. RESTLE, *Das Gunthertuch im Domschatz zu Bamberg*, in: *Byzantina Mediterranea*, hrsg. von K. Belke *et alii*. Wien – Köln – Weimar 2007, 562–563 mit Anm. 54.

¹³ A. RHOBY, *Byzantinische Epigramme auf Fresken und Mosaiken = Byzantinische Epigramme in schriftlicher Überlieferung I*, hrsg. von W. Hörandner – A. Rhoby – A. Paul (*Österr. Akad. Wiss., phil.-hist. Kl.* 374 = *Veröffentlichungen zur Byzanzforschung* 15). Wien 2009, 275–279.

¹⁴ Hanna WIEMER, *Die Wandmalerei einer kappadokischen Höhlenkirche: Die Neue Tokali in Göreme*. Frankfurt 1993, 192–201; EADEM, *Zur Datierung der Malerei der Neuen Tokali in Göreme*. *BZ* 91 (1998) 92–102.

samer grün-roter Farbfassung und einer jüngeren Neuen Tokalı B mit komplexer figürlicher Malerei nach Absprache durch eine Stiftergemeinschaft.¹⁵ Mit dem Merkmal der kollektiven Auftraggeberschaft tritt die Neue Tokalı B neben die Yusuf Koç oder die Karanlık Kilise, beide in Göreme, für die ebenfalls eine Spätdatierung (Anfang 13. Jahrhundert) geboten erscheint. Für die Dreiteiligkeit der Bemata der Neuen Tokalı erweist sich auch der Hinweis der Autoren auf die (syrischen) Drei-Kammer-Bemata des Tur Abdin (209) als überholt. Es fehlt diesen Raumgruppen der vorgelagerte liturgische Korridor. Kappadokien liefert vielmehr selbst Belege für derartig hochentwickelte Bema-Konzepte mit liturgischem Korridor (Kapelle 33 im Kiliclar Tal und Saklı Kilise im Kepez-Talboden bei Ürgüp). Dass es sich bei der Neuen Tokalı um eine liturgische Verknüpfung selbständiger Altarräume handelt, hat zuletzt Neslihan Asutay aufgezeigt.¹⁶

Hinter den brillanten wirtschaftsgeschichtlichen Analysen stehen die archäologischen Interpretationen des Buches insgesamt zurück. Sie referieren unbesehen Datierungsansätze der älteren Forschung. Auch die von zugewanderten, professionellen Werkstätten ausgemalten Säulenkirchen von Göreme (Karanlık, Careklı und Elmalı – nicht Elamli [134, 198] – Kilise) werden nicht in ihrer komnenischen Bildstruktur erkannt, die in der Nachfolge von Asinou/Zypern von 1104 steht, sondern weiterhin in das mittlere 11. Jahrhundert gesetzt (131). Der in der Karanlık Kilise genannte, vermutlich per Schriftstück Beauftragte ist ein Entalmakikos (nicht „Tagmatikos“ [208]). Giagoupes ist nicht der Ehemann der Kirchenstifterin Tamar (157), sondern ein christlicher Emir in seldschukischem Dienst, der durch die Kirchenstiftung der Tamar eine statusbezogene Grablage erhielt. Diese Korrekturen mindern aber keinesfalls die Qualität des für die Kappadokienforschung wichtigen Buches.

Rainer Warland

Viewing the Morea. Land and People in the Late Medieval Peloponnese, ed. Sharon E. J. Gerstel. Washington, D.C 2013. 510 pp. ISBN 978-0-88402-390-6.

A conference and its publication is a way of taking stock but also of intellectually staking out new territory. The present volume, largely comprising a collection of papers given at a

Dumbarton Oaks symposium in 2009, successfully fulfils both tasks. It suggests that the Morea as a region (encompassing the Latin principality of that name as well as the Byzantine Despotate of Mystras and the Venetian possessions on the peninsula) contained multiple political entities as well as a variegated social, economic and cultural landscape after 1204 and is an exciting historical topic worthy to be researched in itself.

The Morea as part of what was pejoratively termed in Greek scholarship the Frangokratia (the Frankish occupation) is a field without an easily defined audience: bona fide Byzantinists tend to avoid it, while mainstream historians of medieval France or Italy, perhaps, to ignore it. This has not prevented an almost uninterrupted string of important publications on the mixed world of post-1204 to appear. By now scholarship on the Morea in the last medieval centuries has grown considerably, especially in the fields of archaeology and art history. There is, however, no large scale synthesis yet, nor an effort to discuss historiography in more detail. N. Tsougarakis has recently produced a short synthesis of literature on the Latin presence in Greece, which includes the Morea.¹ The present volume does not include such a section or chapter, although some discussion of previous scholarship can be found within the individual contributions.

Viewing the Morea presents a wealth of information on the cultural, economic and social history of the Morea – political history is acknowledged, but with few exceptions (such as the contributions by F. Leonte and T. Shawcross), it does not represent the main concern of the book. Instead the focus is primarily on architecture and painting, and to a lesser extent the economy, literature and social relations. A key theme that emerges from most chapters is that of mixing, the co-existence of peoples with different languages, religious affiliations and cultural background within the same landscape. This volume is part of a new wave of scholarship on identities constructed in interaction that stress the new forms (both material and intellectual) that this co-existence brought with it. Any reader interested in the region and the period will profit from a careful reading of all studies included in this volume since, without exception, they are teeming with information. Some of the chapters, however, transcend the objective of producing a well-informed, up to date synthesis, and proceed to address new questions to their material and to tease out new answers. In this review I would like to focus on these particular chapters.

Amy Papalexandrou's, 'The architectural layering of history in the Medieval Morea: Monuments, Memory, and Fragments of the past,' (23–54) looks primarily at a number of church buildings and more specifically at their use of spolia (both ancient and Byzantine ones) and contrasts those buildings that were erected within the confines of the Latin principality to those belonging to the Byzantine Despotate. In a complex and theoretically informed text she reflects on how the use of spolia could transcend aesthetics to offer a meditation on the past (which both Latins and Byzantines would

¹⁵ Zum mehrstufigen Bildertemplon der Neuen Tokale: R. WARLAND, Byzantinisches Kappadokien (*Sonderband Antike Welt*). Darmstadt – Mainz 2013, 80–84.

¹⁶ Neslihan ASUTAY, Byzantinische Apsisnebenräume. Untersuchung zur Funktion der Apsisnebenräume in den Höhlenkirchen Kappadokiens und in den mittelbyzantinischen Kirchen Konstantinopels. Weimar 1998, 39–42.

¹ N. I. TSOUGARAKIS, The Latins Greece: A Brief Introduction, in *A Companion to Latin Greece*, eds N. I. Tsougarakis and P. Lock. Leiden – Boston 2014, 1–22, here 8–14.

claim), but also to allude to taste and education (in the case of ancient spolia) or a common Christian past (in the case of the Byzantine pieces). Although I personally could not follow all of Papalexandrou's interpretations to their final conclusions, I recognize that they represent an advancement of the debate: instead of merely presenting a corpus of mixed or hybrid objects, she puts forward ways in which they can be contextualized and understood.

John Haines' chapter 'The songbook for William of Villehardouin, prince of the Morea (Paris, Bibliothèque Nationale de France, Fonds Français 844): a Crucial Case in the history of Vernacular song Collections,' (57–109) discusses a unique manuscript containing a collection of songs that was presented as a gift to William II of Morea – as plausibly argued by Haines – by Charles I Anjou. This is a rewarding, if at times quite technical text that clearly deserves to be read by specialists in vernacular song collections. Its importance lies not least in how it emphasizes the crucial role of the principality in its international setting.

In Demetrios Athanasoulis' chapter 'The triangle of power: building projects in the Metropolitan area of the Crusader principality of the Morea,' (111–151) he has come up with new ways to conceptualize how authority was constructed and reflected in the Latin principality of the Morea. The triangle in question is formed between Andravida (the principality's administrative center), Glarentza (its main port and economic center) and Chlemoutsi (the princely palace). By examining the remains of buildings, Athanasoulis shows how the ideology and taste of the Latin lords had to be translated into architecture by local masons and builders; conversely when Greek archontes erected churches they may well have wished to add nods to the visual culture of their Latin overlords. The result, as he masterfully shows, is a 'local architectural trend [which] does not negate the distinctive cultural origins [...], but exhibits an interesting aspect of their cultural dialogue (p. 151).'

Sharon E. J. Gerstel's, 'Mapping the boundaries of Church and Village: ecclesiastical and rural landscapes in the late byzantine Peloponnese,' (335–368) is a study of boundaries, both those between the parts of the Morea controlled by the Latins and those under Byzantine rule, but also the boundaries separating the ecclesiastical jurisdictions of Mystras and Monemvasia. It is a text that shows an intimate knowledge of the landscape and the many, little-known, late medieval churches and pilgrimage sites that pepper it and define it. Looking at the practice of painting the texts of chrysobulans on church walls (or, equally, inscribing them on columns), Gerstel shows this as an attempt to impose order and bring clarity on the situation on the ground by recording boundaries.

Two chapters revolve around the key question of identity, but approach it from different, but potentially complementary angles. Timothy E. Gregory's, 'People and Settlements of the Northeastern Peloponnese in the Late Middle Ages: an Archaeological Exploration,' (277–306) explores the crucial question of whether and how material remains, especially buildings and ceramics can help identify the ethnicity or culture of those who produced them. Surveying a number of sites such as Corinth, Isthmia and Ayios Vasileios and making comparisons with archaeological surveys (Corinth Area, Nemea Valley) and excavated sites outside the Peloponnese (Panakton), he shows how

very difficult it is to make such distinctions. His interpretation of the evidence suggests integration, rather than segregation as well as the sharing of material culture, often imported from the West, but consumed by both Latins and Greeks. Sandra J. Garvie-Lok asks similar questions in her 'Greek, Frank, other: Differentiating Cultural and ancestral Groups in the Frankish Morea using human remains analysis,' (309–333), but her evidence derives from burials and human remains. Despite advances in how much information can be extracted from this kind of material, the answers are at best tentative and inconclusive. A particularly pertinent observation, in my mind, suggests that while first-generation migrants/settlers (for example, from Western Europe) would be identifiable from the information extracted from their bones, this would cease to be the case after one generation – these Westerners would become 'isotopically Greek' (p. 319) and no longer distinguishable from the locals.

The volume closes with Veronica Della Dora's, 'Mapping "Melancholy-pleasing remains": The Morea as a renaissance Memory Theater,' (455–475), a highly readable and poetic account of the Morea in the imaginary of early modern Europe, especially around the time of the brief Venetian reconquest of the Morea (1685–1714). It may, in a way, disrupt the unity of the volume by not discussing the late medieval period, but it opens up perspectives by asking readers and researchers to think about the Morea in the *longue durée* and respect its palimpsest character: that of a landscape that has been in continuous habitation for thousands of years during which each successive society projected onto it its own buildings and ideology.

The volume is richly illustrated, and additionally includes a number of detailed and very helpful maps. The volume would have been more coherent if cross-references were used more consistently than at present, given that much of the material discussed by different authors and in different settings is the same. To provide one example, a single artefact, the tombstone of Agnes, is discussed in various chapters, but with occasionally different results (and without cross references): on p. 23, n. 2 it is assumed that Agnes 'may have been the daughter of Peter II of Courtenay and his second wife, Yolanda of Flanders'. This is not correct, as the tombstone itself states that she was 'the daughter of the despot kyr Michael'. Other contributors in the volume have made the correct identification of this lady – Anna Doukaina of Epiros, third wife of William II Villehardouin (renamed Agnes after her marriage), see, for example pp. 107–108 (on p. 108 the same tombstone is shown, but in a different photograph) without a cross reference to the previous discussion or photo in the volume, and then, strangely on p. 114 where the two previous mentions *are* cross-referenced.

This volume may not provide the ultimate synthesis on the Morea in the late Middle Ages, but it goes a long way to prepare the ground for it, not least by illustrating the wealth and complexity of this fascinating region.

Dionysios Stathakopoulos

The Language of Byzantine Learned Literature. Edited by Martin Hinterberger (*Byzantios. Studies in Byzantine History and Civilization* 9). Turnhout: Brepols 2014. 228 S. ISBN 978-2-503-55237-8.

Der aus acht Beiträgen samt einer ausführlichen Einleitung bestehende Band, basierend auf Vorträgen eines Workshop an der Universität Nikosia im April 2011 (6), setzt sich mit den Facetten der sogenannten byzantinischen „Hochsprache“ auseinander. Er unterscheidet sich von bisherigen Untersuchungen zum byzantinischen Griechisch insofern, als bislang vor allem Studien zur Volks- bzw. Umgangssprache im Fokus standen.

Der Herausgeber des Bandes Martin H(interberger), der als einer der wenigen in unserem Fach die griechische Sprache in all ihren Ausformungen von Homer bis zur heutigen Dimotiki überblickt, referiert in der Einleitung (1–12) ausführlich über die Definition der byzantinischen Hochsprache. Er stellt dabei ganz richtig fest, dass es sich dabei nicht, wie lange angenommen und vielerorts verbreitet, um „Altgriechisch“ mit geringen lexikalischen Abweichungen, sondern um eine eigenständige Varietät des Griechischen handelt, wobei die überlieferten Texte die gesamte Bandbreite abdecken: Sie reichen von jenen, die der Volks- bzw. Umgangssprache nahestehen, bis zu jenen, die sogar „klassizistischer“ sind als altgriechische Texte, was von Robert Browning als „conceptual classicism“ bezeichnet wurde (5). H. hält auch fest, dass die überwiegende Mehrheit byzantinischer Texte in der sogenannten literarischen Koine abgefasst ist, die weder attizistisch/klassizistisch noch umgangs- bzw. volkssprachlich ist (4). Des Weiteren entwickelte die gelehrte Sprache in Byzanz auch innovative und kreative Züge, die nicht auf den Einfluss der gesprochenen Sprache zurückzuführen sind (12). Als m.E. wichtigste Erkenntnis in H.s Beitrag ist die Feststellung zu sehen, dass byzantinische Autoren sehr oft ohne Nuancierung Aorist, Perfekt und Plusquamperfekt alternierend als Vergangenheitsformen verwenden (5). Dies sei vor allem Übersetzern byzantinisch-griechischer Texte in eine moderne Sprache (etwa ins Deutsche) ins Stammbuch geschrieben, die manchmal versuchen, penibel genau die verschiedenen Vergangenheitsformen auch in der Zielsprache wiederzugeben und somit die Intention des Originals verfälschen.

In der Einleitung skizziert H. auch die folgenden acht Beiträge (6–11), die jeweils am Ende mit einer Kurzzusammenfassung („summary“) versehen sind. Der erste Beitrag stammt von I. M(anolessou) und trägt den Titel „Learned Byzantine Literature and Modern Linguistics“ (13–33). M. beschreibt darin die verschiedenen linguistischen Zugänge zur byzantinischen Sprache bzw. Literatur, hält aber ganz richtig fest, dass diesbezügliche Arbeiten – insbesondere was die hochsprachliche Varietät anlangt – noch kaum existieren (13–14). Während sich die moderne Linguistik in erster Linie mit gesprochenen Sprachen beschäftigt, bei denen ein unmittelbarer Zugang zum Original möglich ist, liefert die historische Linguistik, etwa in Hinblick auf das byzantinische Griechisch, teilweise verzerrende Ergebnisse, da byzantinische Texte mit wenigen Ausnahmen (z. B. Inschriften) nicht in ihrer ursprünglichen

Form auf uns gekommen sind, sondern nur in Abschriften, die teilweise mehrere Jahrhunderte nach dem Originaltext entstanden. M. beschäftigt sich mit dem Beitrag der byzantinischen Hochsprache zu Phonologie, Morphologie, Syntax und Lexikographie, wobei sie bei letzterem Kapitel ganz richtig darauf hinweist, dass die gelehrte byzantinische Literatur in keinem Lexikon repräsentiert ist (30), da auch das *LBG* auf dem Altgriechischen und dem patristischem Griechisch bzw. den entsprechenden Lexika aufbaut. Den noch wichtigsten Beitrag zur sprachwissenschaftlichen Aufarbeitung der byzantinischen Sprache kann nach M. die Soziolinguistik bieten (32–33).

Diese steht im Zentrum des Beitrages „What Can Sociolinguistics Tell us about Learned Literary Languages?“ von Marilena K(aryolemu) (34–51). Zunächst analysiert K. den Terminus „literary“, wobei sie überzeugend festhält, dass es für die (sozio)linguistische Betrachtung der in Frage kommenden Texte irrelevant sei, ob diese – nach heutigen Vorstellungen – literarisch oder nicht-literarisch sind (34–36). In diesem Zusammenhang könnte man hinzufügen, dass auch die Byzantiner selbst zwischen diesen beiden „Gattungen“ nicht unterschieden: Für sie war alles *logoi* (bzw. *grammata*), was mit Bildung und Wissenschaft zu tun hatte.¹ K. schlägt als Lösung den Terminus „literary continuum“ vor, anhand dessen byzantinische Texte je nach ihrem soziolinguistischem Umfeld zu betrachten sind. Somit stehen bei der Auseinandersetzung mit den Texten nicht deren Inhalt und deren sprachliche Kategorisierung im Mittelpunkt, sondern der Fokus kann auf die sprachwissenschaftliche Analyse gelegt werden (50). Des Weiteren schlägt K. vor, einen „linguistic index“ zu erstellen, der auf Basis von zahlreichen, teilweise noch zu definierenden Kriterien die linguistisch Breite eines Textes festlegt (42–49).

Der Frage, wie „literarische Sprache“ in Byzanz gelehrt wurde, geht A. G(iannouli) in ihrem Beitrag „Education and Literary Language in Byzantium“ (52–71) nach. Die sogenannte Hochsprache war eine Kunstsprache, die nicht gesprochen wurde, daher erst erlernt werden musste. Dies geschah, wie bereits auch in der Antike, anhand von Originaltexten, die nach dem Lernen der Grammatik, in den Schulen – in öffentlichen wie privaten – gelesen wurden. G. bietet in der ersten Hälfte ihres Beitrages einen Überblick über den Aufbau des byzantinischen Curriculum sowie über die gängigsten Unterrichtsmethoden, wobei sie die Bedeutung der spätantiken Sammlungen von *progymnasmata* („Vorübungen“) hervorhebt (57–61). Erwähnt wird auch die in Byzanz ab dem 11. Jahrhundert belegte, vor allem im 12. Jahrhundert in Blüte stehende Unterrichtsmethode der Schedographie, bei der es darum ging, Texte grammatikalisch, syntaktisch, phonetisch und lexikalisch zu analysieren.² Im zweiten Teil ihrer Ausfüh-

¹ Vgl. A. KAMBYLIS, Abriß der byzantinischen Literatur, in: Einleitung in die griechische Philologie, hrsg. von H.-G. Nesselrath. Stuttgart – Leipzig 1997, 316–342: 319–320; P. ODORICO, Byzantium, a literature that needs to be reconsidered, in: Manuscrise bizantine în colecții bucureștene / Byzantine Manuscripts in Bucharest's Collections. Bukarest 2009, 65–77: 72–73.

² In den vergangenen Jahren sind zahlreiche Beiträge zum Thema Schedographie erschienen; stellvertretend erwähnt

rungen geht G. auf Äußerungen byzantinischer Autoren ein, die linguistische Details diskutieren (66–70). Diese Materialsammlung ist sehr wertvoll, muss jedoch – wie auch G. festhält (70–71) – erweitert werden, um ein besseres Verständnis der Vorstellungen der Byzantiner von ihrer eigenen Sprache erbringen zu können.

Auf ein spezifisch grammatikalisches Phänomen, nämlich die Verwendung des Medio-Passiven, und dessen Darstellung in den für die Byzantiner zur Verfügung stehenden Grammatiken geht Juan S(ignes Codoñer) in „The Definition of the Middle Voice in Ancient and Byzantine Grammars. A Guide for Understanding the Use of the Verb in Byzantine Texts Written in Classical Greek“ ein (72–95), wobei der Artikel eine Vorarbeit zu einer jüngst publizierten Monographie darstellt.³ S. streicht deutlich heraus, dass die Dreiteilung von „aktiv-medial-passiv“ für die Griechen bis zum 15. Jahrhundert keine Rolle spielte. Erst in der Grammatik des Theodoros Gazes wurde aus „praktischen“ Gründen diese strikte Trennung eingeführt (78–80) und bis heute beibehalten. Die antiken und byzantinischen Grammatiker waren sich der „dritten“ Form zwar bewusst, reichten sie jedoch nicht als gleichberechtigt zu ἐνέργεια (Aktiv) und πάθος (Passiv) ein. Interessanterweise hatte, wie S. festhält, die gesprochene Sprache nicht nur Einfluss auf das literarische Schaffen der Byzantiner, sondern gelegentlich auch auf deren grammatikalische Theorie, was die aufgelisteten Beispiele (83–90) verdeutlichen.

Der umfangreichste Beitrag im Sammelband stammt von Jacques N(oret) und führt den Titel „L’accentuation byzantine: En quoi et pourquoi elle diffère de l’accentuation « savante » actuelle, parfois absurde“ (96–146). Auf breiter Quellenbasis⁴ wird die byzantinische Akzentuierung analysiert, die sich teilweise markant von der in modernen kritischen Editionen unterscheidet. Letztere, durchaus als „künstlich“ zu bezeichnende Methode geht – unter anderem bei der Frage der Akzentuierung hinsichtlich Enklitika – auf eine im Humanismus geschaffene Editorik zurück, die ohne Kontakt zu muttersprachlichen Autoren bzw. Schreibern geschaffen wurde (100–111). Was die Akzentuierung von Enklitika angeht, so stellt N. fest, dass diese von byzantinischen Schreibern viel öfter vorgenommen wurde, als dies in manch modernen Editionen der Fall ist (121–145). Auch die Akzentuierung vor Interpunktion – in den meisten modernen Editionen werden oxytone Enden vor Interpunktion mit Akut angezeigt – differiert in den Handschriften der mittel- und spätbyzantinischen Zeit. Auch die Spiritus werden von byzantinischen Schreibern oft anders verwendet (z.B. ἄλουργίς, ὀπαδός, ὄδε etc.), als die Wörter in den gängigen Lexika zu finden sind (115–117). N.s

sei P. A. AGAPITOS, Literary Haute Cuisine and Its Dangers. Eustathios of Thessalonike on Schedography and Everyday Language. *DOP* 69 (2015) 225–241 (mit der gesamten rezenten Bibliographie).

³ J. SIGNES CODOÑER, La quimera de los gramáticos: historia de la voz media del verbo griego en la tradición gramatical desde Apolonio Díscolo hasta Ludolf Küster y Philipp Buttmann (*Obras de referencia* 39). Salamanca 2016.

⁴ Das umfangreiche Abkürzungsverzeichnis (96–100) legt Zeugnis darüber ab. Der Großteil der verwendeten Quellen ist in *CCSG*-Bänden ediert.

Beitrag ist ein Aufruf, wie bei Fragen der Interpunktion auf die handschriftliche Überlieferung zu achten und nicht sinnlos zu vereinheitlichen und somit die ursprüngliche Intention zu verfälschen.⁵

Thematisch schließt gut der von Kateřina B(očková Lou-dová) verfasste Artikel „On the Category of Particles in Byzantium“ (147–169) an. Es geht um die Verwendung und die Frequenz von sogenannten „kleinen“ Wörtern wie καί, μέν, δέ etc. in byzantinischen hochsprachlichen Texten, wobei B. nach einem Überblick zu theoretischen Äußerungen der Byzantiner (151–155) als Fallbeispiel Nikephoros Blemmydes’ *Basilikos Andrias* und dessen Metaphrase⁶ heranzieht (156–168). Generell ist eine geringe Frequenz von Partikeln in umgangs- bzw. volkssprachlich stilisierten Texten zu beobachten, doch ist gerade in der genannten Metaphrase zu beobachten, dass die Autoren die Bedeutung dieser Wörter im Originaltext verstanden und somit auch in ihre Version übernahmen; teilweise ging dies soweit, dass die Metaphrase in Hinblick auf die Verwendung von „kleinen“ Wörtern „klassizistischer“ als der Ausgangstext ist, was ein weiterer Hinweis darauf ist, wie subtil und durchaus unvorhersehbar sprachliche Abstufungen in Byzanz sind.

Das bekannte Phänomen des sogenannten Dativ-Verlustes⁷ in byzantinischen Texten steht – mit *a priori* nicht zu erwartenden Ergebnissen – im Mittelpunkt des Beitrages „Case, Style and Competence in Byzantine Greek“ (170–175) von Staffan W(ahlgren). Man kann davon ausgehen, dass der Dativ in der gesprochenen Sprache bis zum 10. Jahrhundert in Verwendung stand. Nach seinem „Verschwinden“ ist jedoch interessanterweise eine vermehrte Verwendung dieses Kasus in gelehrten Texten zu beobachten, was nach W. auf die „freie“ Verwendung nach dem Verlust zurückzuführen ist; dies fügt sich auch zum Gebrauch anderer grammatikalischer Kategorien, für die das Gleiche gilt, so des Plusquamperfekts, dem Martin Hinterberger vor einigen Jahren eine ausführliche Studie widmete.⁸

⁵ In diesem Zusammenhang sind zwei wichtige Sammelbände der vergangenen Jahre zu nennen: A. Giannouli – E. Schiffer (Hrsg.), *From Manuscripts to Books. Proceedings of the International Workshop on Textual Criticism and Editorial Practice for Byzantine Texts* (Vienna, 10–11 December 2009) / *Vom Codex zur Edition. Akten des internationalen Arbeitstreffens zu Fragen der Textkritik und Editionspraxis byzantinischer Texte* (Wien, 10.–11. Dezember 2009) (*Veröffentlichungen zur Byzanzforschung* XXIX). Wien 2011 und *The Arts of Editing Medieval Greek and Latin. A Casebook*, ed. E. Göransson *et alii* (*Studies and Texts* 203). Toronto 2016.

⁶ H. HUNGER – I. ŠEVČENKO, Des Nikephoros Blemmydes Βασιλικός Ἀνδριάς und dessen Metaphrase von Georgios Galesiotes und Georgios Oinaïotes. Ein weiterer Beitrag zum Verständnis der byzantinischen Schriftkoine (*WBS* 18). Wien 1986.

⁷ Noch immer grundlegend E. TRAPP, Der Dativ und der Ersatz seiner Funktionen in der byzantinischen Vulgärdichtung bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts. *JÖBG* 14 (1965) 21–34.

⁸ M. HINTERBERGER, Die Sprache der byzantinischen Literatur: Der Gebrauch der synthetischen Plusquam-

Im abschließenden Beitrag des Sammelbandes nimmt sich Martin H(interberger) nun eines weiteren Tempus und dessen Verwendung in byzantinischer Zeit an, nämlich des synthetischen Perfekts: „The Synthetic Perfect in Byzantine Literature“ (176–204). Im Grunde genommen gilt für das Perfekt das für das Plusquamperfekt und den Dativ Gesagte. Es handelte sich ebenfalls um eine „freie“ Form, da ihre aktive Verwendung schon seit dem 4. Jahrhundert im Niedergang begriffen war. Das synthetische Perfekt unterscheidet sich in seiner Bedeutung in byzantinischen Texten nicht von jener des Aorists (gelegentlich auch des Präsens), wie die Evidenz byzantinischer Lexika darlegt (190–191). Der Beitrag basiert ebenso wie jener Norets auf einer breiten Quellenbasis: 61 Texte, vornehmlich historiographische, chronographische und hagiographische, aus zwölf Jahrhunderten liegen der Untersuchung zugrunde (siehe Appendix 199–203). Zwar umfassen hochsprachliche stilisierte Texte im Großen und Ganzen mehr Perfektformen denn volks- bzw. umgangssprachliche Texte, doch ist die Trennung nicht ganz so klar wie beim Plusquamperfekt, wie H. ausführt (184). Dabei muss jedoch berücksichtigt werden, dass gewisse Perfektformen wie γέγονα, δέδωκα, εἶρηκα etc. bereits so selbständig waren, dass sie ganz selbstverständlich als Vergangenheitsformen der jeweiligen Verba – auch in Texten unterer Sprachregister – verwendet wurden (185–187).

Untersuchungen zur sogenannten byzantinischen Hochsprache sind bislang noch spärlich gesät. Der vorliegende Band ist somit bahnbrechend, und weitere Studien, sei es in Artikel-, sei es in Monographieform, unter Berücksichtigung der diskutierten Fragen sind daher äußerst wünschenswert. Martin Hinterberger ist für die Organisation des Workshop und die Redaktion⁹ des Bandes zu danken, ebenso den Beitragenden, die mit ihren Beiträgen vielfach neue Erkenntnisse zu Tage gefördert haben.

Andreas Rhoby

The Reception of Byzantium in European Culture since 1500, ed. Przemysław Marciniak – Dion C. Smythe. Farnham – Burlington: Ashgate 2016. 264 S. ISBN 978-1-4724-4860-6.

In der Einleitung (1–8) bieten die Editoren einen Überblick über wichtige Punkte und Elemente der Byzanz-Wirkung und -Wahrnehmung im europäischen Raum. Vor allem habe sie in Regionen ihren Ausgang genommen, die zum byzantinischen Reich gehört oder enge Beziehungen zu ihm gepflegt hatten. Byzantinisch war keineswegs immer mit positiven Assoziationen verbunden, speziell im Zeitalter der Aufklärung. Das Image haben neben akademischen Persönlichkeiten und wissenschaftlichen Büchern auch populärwissenschaftliche Romane und Filme usw. zu formen beigetragen. Die Herausgeber erklären, ihr Hauptaugenmerk auf Bereiche der Wahrnehmung der byzantinischen Tradition zu richten, die dem englischsprachigen Leser – der damit etwas willkürlich zum Maßstab erhoben wird – wenig bekannt seien, etwa das Byzanz-Verständnis in Bulgarien, Russland, Polen und Tschechien.

Die insgesamt zwölf Beiträge sind in drei Abteilungen gegliedert, und zwar in „Uses of Byzantium“, „Art and Music“ und „Literature“. In der ersten davon geht es um die Wahrnehmung des Byzanz-Bildes auf einer nationalpolitischen, philologischen und kirchengeschichtlichen Ebene. Dabei werden Persönlichkeiten, Argumente und Elemente auf der jeweiliger Ebene beleuchtet, die sich in unterschiedlichen Kontexten mit Byzanz verbinden lassen. Helena Bodin, *Whose Byzantinism – Ours or Theirs? On the Issue of Byzantinism from a Cultural Semiotic Perspective* (11–42) zeigt auf, wie unterschiedlich der Begriff „Byzantinism“ interpretiert werden konnte, wenn er auf der einen Seiten innerhalb einer „Byzantine semiosphere“ mit Bezug auf Konstantinopel und andererseits von einer „Western semiosphere“ mit Paris als Kulturzentrum betrachtet worden sei. Bezeichnend ist, dass die Akteure in beiden Fällen von „our Byzantinism“ sprechen. Dieter Roderich Reinsch, *Hieronymus Wolf as Editor and Translator of Byzantine Texts* (43–53) würdigt zwar dessen Übersetzungs- und Editionstätigkeit, rückt seinen Stellenwert aber zurecht. Karl Krumbacher solle die eigentliche Vaterschaft der byzantinischen Studien in Deutschland zuerkannt werden. Sergey A. Ivanov, *The Second Rome as seen by the third: Russian debates on „the Byzantine legacy“* (55–79) führt uns thematisch nach Russland, im breiten Chronologierahmen vom alten Moskau über die kommunistische Zeit bis zur Gegenwart eines Vladimir Putin. Hier wird erläutert, wie Byzanz als das „zweite Rom“ (eine Metapher, die nichts mit dem realen byzantinischen Reich zu tun gehabt habe) durch Russland, das „dritte Rom“, sowie seine politischen Führer und Intellektuellen rezipiert und instrumentalisiert wurde. Vesselina Vachkova, *Saint Helena of Sofia: The Evolution of the Memory of Saint Constantine’s Mother* (81–94) stellt Überlegungen an, die Heilige Helena, Mutter Konstantins des Großen, könne aus Sofia, der Hauptstadt Bulgariens, gestammt haben. Die Quellenbasis ist diskutabel, dem Leser wird nicht einmal erklärt, warum die „peculiarities“ der bulgarischen Helenarezeption vor dem 16. Jahrhundert außer Betracht bleiben. Aus Reiseberichten eines Vincenzo Coronelli oder Solomos Schweiger geht keineswegs klar hervor, ob es

perfektformen, in: *Byzantinische Sprachkunst. Studien zur byzantinischen Literatur gewidmet Wolfram Hörandner zum 65. Geburtstag*, hrsg. von M. Hinterberger – E. Schiffer (*Byzantinisches Archiv* 20). Berlin – New York 2007, 107–142.

⁹ Der Band ist sehr gut redigiert; zu vermerken ist lediglich 37 Dimotiki vs. Dhimotiki und 70, Anm. 89 Ranconi l. Ronconi. Nützlich wäre am Ende des Bandes eine Bibliographie mit den in den Beiträgen zitierten wichtigsten Publikationen gewesen.

sich dabei tatsächlich um die Heilige Helena handelt und ob sie aus Sofia kommt. Argumente wie der Feuertanz, bei dem die Ikone der Heiligen Helena und ihres Sohnes getragen wurde, lassen doch nicht auf den Geburtsort der Heiligen schließen; Ikonen aus Sofia, die allein Helena darstellen, belegen lediglich eine andere bulgarische Kultrezeption.

Wenigstens leitet der Beitrag über zum zweiten Abschnitt „Art and Music“, der beginnt mit Dion S. Smythe, *Byzantium: A Night at the Opéra* (97–113). Er greift fünf verschiedene europäische Opern aus dem 18., 19. und 20. Jahrhundert aus einem breiterem Repertorium heraus, die Byzanz thematisieren – Georg Friedrich Händel, Tamerlano, Gaetano Donizetti, *Belisario*, Jules Massenet, *Esclarmonde*, Siegfried Wagner, *Sonnenflammen* und John Tavener, *St. Mary of Egypt* –, um zu zeigen, dass Byzanz in der Oper etwas Exotisches und Irrationales gewesen sei, das kaum mit der historischen Realität zu tun hatte. Das Ziel des jeweiligen Komponisten sei es nicht gewesen, dem Publikum die byzantinische Geschichte nahezubringen, sondern vielmehr ein Mittel, seine eigenen Vorstellungen und Gedanken musikalisch umzusetzen. Smythe verharrt meist im Deskriptiven, ob zudem ein breiterer Ansatz das Ergebnis bestätigen würde, muß offen bleiben. Bei Albrecht Berger, *Byzantium in Bavaria* (115–131) geht es um Architektur im deutschsprachigen Raum, genauer kurz zu Beginn um die Friedenskirche in Potsdam und dann in Bayern um die Hofkirche Allerheiligen zu München. Jeweils seien byzantinische Elemente eingeflossen; und zwar auf Grund von Kaiser Friedrich Wilhelms IV. und Ludwigs I. Bewunderung für byzantinische Kunst, die sie in Italien erfahren hätten. Im Weiteren beschreibt der Autor sehr ausführlich weitere Bauprojekte von Ludwig II. von Bayern, die ebenso byzantinische Kunstelemente aufwiesen, so Schloss Linderhof, der Thronraum in Neuschwanstein und ein Schlafzimmer im Schloss Falkenstein. Sie sind Versuche, des Königs politische und religiöse Phantasiewelt architektonisch zu verwirklichen. Tonje H. Sørensen, *Memory, Mosaics and the Monarch: The Neo-Byzantine Mosaics in the Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche* (133–151) bezieht sich ebenso auf den deutschen Raum, mit dem schon aus dem Titel abzulesenden Ergebnis, das Monument zu Berlin sei als „Neo-Byzantine paraphrase“ zu bewerten. Helen Rufus-Ward, *Typecasting Byzantium: Perpetuating the Nineteenth-Century British Pro-Classical Polemic* (153–168) betrachtet Elfenbeinkollektionen aus der spätantiken und byzantinischen Zeit in britischen Museen im 19. Jahrhundert und um den Umgang der Forscher damit. Diese Kunstwerke seien von den Forschern negativ aufgenommen und unterschätzt worden.

Im dritten und letzten Abschnitt geht es anhand von Texten aus Frankreich, Tschechien, Polen und England um das literarische Erbe. Ingela Nilsson, *Les Amours d’Ismène et Isménias, „roman très connu“*. *The afterlife of a Byzantine novel in Eighteenth-Century France* (171–202) hinterfragt, ob byzantinische Romane in Frankreich ähnlich gut wie die altgriechischen bekannt gewesen und untersucht worden seien. Dies erläutert sie anhand der Rezeption des Romans „Hysmine und Hysminias“ des Eustathius Makrembolites durch die französische Literatur des 18. Jahrhunderts und schlüsselt auf, wie der Roman überliefert, übersetzt und von den damaligen Autoren, Philosophen und Musikern in ihren Werken verwendet worden

sei. Die byzantinische Literatur war demnach schon vor der intensiven Studien im 19. und 20. Jahrhundert in Europa präsent, ihre Vertreter der Gattung Roman wurden nicht stets in westlichen Tradition dieser Zeit negativ wahrgenommen. Werke aus Tschechien und Mähren analysiert Lubomira Havlíková, *The adoption of byzantine motifs in nineteenth- and twentieth-century. Czech and Moravian historical novel production* (203–211). Sie stellt fest, dass Byzanz geringe Bedeutung in den historischen Romanen dieses Sprachraumes im 19. und 20. Jahrhundert gehabt habe und nur dort die Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe, wo Kontakte zwischen Byzanz und dem Mährerreich im 9. Jahrhundert oder während des zweiten Kreuzzuges im 12. Jahrhundert bestanden hätten. Wie zu erwarten seiner Heimat widmet sich Przemyslav Marciniak, *Byzantium in the Polish Mirror: Byzantine Motifs in Polish Literature in the Nineteenth and Twentieth Centuries* (213–223). Byzantinische Kultur habe in Polen nicht bereits im Mittelalter oder während der Aufklärung wie in anderen Ländern einen Einfluß ausgeübt, sondern erst als Russland, Preußen und Österreich das Land unter sich aufgeteilt hatten. Anhand dreier im 19. und 20. Jahrhundert verfasster Texte (Peter und Asan, *Focysz* (Photios) und *The destruction of Trebizond: A fable*) werden unterschiedliche Formen der Byzanz-Überlieferung aufgezeigt. Für die polnischen Autoren habe Byzanz entweder als die mittelalterliche Verkörperung des mächtigen russischen Zarenreiches oder als ein „fairy-tale-like space“ gegolten, in dem das Reich in Luxus oder verblasstem Glanz, in Prunk und Untergang dargestellt wurde, ähnlich wie bei Gibbon. Wahres Interesse für die byzantinische Kultur ist bei den Verfassern die Ausnahme gewesen. Adam J. Goldwyn, *Constantinople Our Star: The image of Byzantium and Byzantine Aesthetics in Fin-de-Siècle and Modernist Poetry* (225–242) gilt dem Byzanz-Verständnis der englischen Modernisten, bei denen Byzanz eine symbolische Bedeutung erhalten habe und als „lost utopia“ verstanden worden sei.

Paul Stephenson betont im „Afterword“ (243–253) die Bedeutung der Nationalität für die verschiedenen Byzanz-Interpretationen in den Beiträgen des vorliegenden Publikation sowie die Tatsache, dass es Länder gebe, welche für die Rezeptionsgeschichte von Byzanz zwar ebenso bedeutend gewesen seien, in diesem Band aber nicht erwähnt würden, wie etwa Jugoslawien. Er erwähnt weiters die Byzanz-Wahrnehmung in Rumänien, zusammen mit der Persönlichkeit des rumänischen Byzantinisten N. Iorga. Ob derart sanfte Kritik an den Herausgebern geübt wird, nicht für eine Abdeckung auch dieser Bereiche gesorgt zu haben, sei dahingestellt. Selbst hingegen zunehmend über die Thematik des Bandes hinausgreifend bzw. von ihr abweichend verweist Stephenson noch auf die Rezeption in der Türkei bis zu der gegenwärtigen Regierungszeit Erdoğan, die amerikanischen archäologischen Byzanz-Untersuchungen im Ostmittelmeerraum, erwähnt das Lebenswerk von Byzantinisten der Diaspora in den USA, wie von A. A. Vasiliev, K. Weitzman und E. Kitzinger und die Wichtigkeit von Dumbarton Oaks für die byzantinischen Studien, was zweifellos richtig ist, aber doch wieder zu kurz greift.

Angesichts des hier im Ergebnis überwiegenden Fokus auf Westeuropa sind weitere Arbeiten wünschenswert, speziell eine intensivere Behandlung der Länder (Süd-)Osteuropas. Zur Rezeption der Reichsidee, von Kunst und Literatur soll-

ten zusätzliche Felder wie Theologie, politische Rekonstruktionen und historiographische Diskurse treten; ein Vergleich zwischen dem west- und dem (süd-)osteuropäischen Raum wird Untersuchungen zum Kulturtransfer und -wandel förderlich sein.

Christina Hadjiafxenti

Bizánci források az Árpád-kori magyar történelemhez, *Fontes Byzantini ad historiam Hungaricam aevo ducum et regum e stirpe Arpadiana pertinentes* [Byzantine sources of Hungarian history under the Árpáds], Supplement to the source-collection Byzantine sources of Hungarian history under the Árpáds by Gyula Moravcsik¹, introd., comm., transl. Terézia Olajos (*Acta Universitatis Szegedinensis. Opuscula Byzantina XII*). Szeged: Lectum 2014. 225 p. ISBN 978-963-9640-52-8.

It is noteworthy at the beginning, that the *Opuscula Byzantina* of Szeged is the only Hungarian series of Byzantine publications on an international level. It was published by the late Samu Szádeczky-Kardoss (first eight volumes), and subsequently by Terézia Olajos (last four publications).

O(lajos)' research interest covers a long timespan (5th–11th c.) and a range of topics, such as works of the 5th-century Roman writer and poet Merobaudes; the Histories of the 6th–7th-century writer, Theophylaktos Simokates; connections between the Byzantine empire and its neighbours (the Avars, Bulgars, Slavs, and the Magyars); and the history of the Avars. Questions of the relations between Byzantium and the Magyars, and the examination of sources telling about those ties occupy a primary place among her research topics. One of the focuses of O.' work as a Byzantinist is on textual philology, closely linked to historical research. She often examines sources, or sections of sources, which were entirely neglected, or were not analysed sufficiently. This is the case with the early history of the Slavs moving to the Balkans, the early-, and later history of the Avars, and with some questions concerning early Hungarian history (9th–11th c.). The present volume also testifies O.' excellent philological qualities, since deals with sources written in all registers of Byzantine Greek of the time (9th–13th c.). It was also challenging that the examined texts represent significantly different cultural patterns. Nonetheless, O. managed to understand the variegated material and render it into Hungarian.

¹ Gy. MORAVCSIK, *Az Árpád-kori magyar történet bizánci forrásai. Fontes Byzantini historiae Hungaricae aevo ducum et regum ex stirpe Arpad descenduntium*. Budapest 1984.

The volume Byzantine sources of Hungarian history under the Árpáds is a collection of twenty-five sources in a chronological order, which were so far partly, or entirely not known and not used in Hungarian historiography. The Greek sources appear on the basis of the most recent critical editions with a Hungarian translation, an introduction and commentary, together with the collection of the relevant literature until 2014. This excellent volume is indeed a useful and high-standard supplement of Gyula Moravcsik's source collection, published posthumously in 1984 on the same topic, which was O.' model also in its format. Texts of the present volume were not included in the collection of Moravcsik, because escaped his attention, or he did not consider those related to the Magyars, or were not published in a critical edition until the scholar's death.

The list of new references to the Magyars is the following: No. 1: Philotheos: Kletorologion (dated to 899)², 2: letter 23 of Nikolaos Mystikos, patriarch of Constantinople (dated to 922)³, 3: oration on the peace-treatise made with the Bulgars (927)⁴, 4 and 5: land sales contracts of Thomas, protospatharios and asekretis (941)⁵, 6: Athonite documents on adjustment of boundaries concerning lands of the city of Hierissos and those of the Kolobou monastery (942–943)⁶, 7: anonymous poem on the death of Katakalon, strategos of Thessaly (in the middle of the 940s)⁷, 8: Leo the deacon, *Historiae III* 5, (the passage is dated to 959–960)⁸, 9: Pseudo-Lukianos: *Philopatris* (passages presumably from 961–970)⁹, 10: typikon of the Protaton monastery from emperor John Tzimiskes (970–972)¹⁰, 11: sigillion of Theodoros Klados (975)¹¹,

² N. OIKONOMIDÈS, *Les listes de préséances byzantines des IXe et Xe siècles*. Paris 1972, 208–209.

³ R. J. H. JENKINS – L. G. WESTERINK, *Nicholas I. Patriarch of Constantinople Letters (CFHB VI)*. Washington, D.C. 1973, 158.

⁴ I. DUJČEV, *On the Treaty of 927 with the Bulgarians. DOP* 32 (1978) 276.

⁵ *Actes de Lavra. Première partie. Des origines à 1204. Édition diplomatique par P. LEMERLE – N. SVORONOS (Archives de l'Athos V)*. Paris 1970, 94–97.

⁶ *Actes du Prôtaton. Édition diplomatique par D. PAPA-CHRYSSANTHOU (Archives de l'Athos VII)*. Paris 1975, 188–192, 195–197, 201–202.

⁷ Sp. LAMPROS, *Tà úp' áριθμόν PIZ καὶ ΠΓ κατάλοιπα. NE* 16 (1922) 53–54.

⁸ Leonis Diaconi Caloensis *Historiae libri decem scriptoresque alii ad res Byzantinas*, rec. C. B. HASE. Bonn 1828, 42–43.

⁹ *Lucian with an English Translation by M. D. MACLEOD, vol. VI. (The Loeb Classical Library 432)* Cambridge, Mass. – London 1979, 446–447, 462–465.

¹⁰ *Actes du Prôtaton. Édition diplomatique par D. PAPA-CHRYSSANTHOU (Archives de l'Athos VII)*. Paris 1975, 209, 213–215.

¹¹ *Actes d'Iviron I. Des origines au milieu du XIe siècle. Édition diplomatique par J. LEFORT – N. OIKONOMIDÈS – D. PAPA-CHRYSSANTHOU (Archives de l'Athos XIV)*. Paris 1985, 112–113.

12: prophecies by Pseudo-Methodios of Patara¹², 13: synodal act of Alexios Stoudites, patriarch of Constantinople (1028)¹³, 14: Notitia Episcopatum No. 13 Appendix (the passage dated after 1039)¹⁴, 15: brebion of the metropolitan of Rhegion (ca. 1050)¹⁵, 16: charter of Kyrillos, spatharokandidatos and domestikos (1053/1054)¹⁶, 17: land sales contract from Calabria (1076/1077)¹⁷, 18: nun Mary's last will (1098)¹⁸, 19: Alexios I Komnenos' chrysobull (after 1111)¹⁹, 20: Theodore Prodromos, Historical poem XXX, v. 173–228 (dated to 1149/1150)²⁰, 21: land transfer document ordered by Arete kralaina, issued by Theodoros Chrysobalantites (probably 1157)²¹, 22: act of Konstantinos Kanites sakellarios (1167)²², 23: synodal act of Loukas Chrysoberges, patriarch of Constantinople (the passage dated probably to 1149–1167)²³, 24: praktikon of Nikolaos Kampanos and Demetrios Spartenos dated 1262²⁴, 25: appendix: land sales contract of Thomas protospatharios and asekreteis (940 ?)²⁵.

18 of the 25 texts are archival documents (charter, letter, notes, contract, last will), but rhetorical prose and poetry are also present. Twelve of the texts can be dated to the 10th century, six to the 11th, five to the 12th, one pertains to the 9th and

one to the 13th. Chronologically the texts embrace the period 899–1262.

The sources sometimes are brief, only length of some words, many times, however, longer which O. quoted based on the best, modern critical editions. O. considers and qualifies the texts as related to the Magyars based on her opinion, or on that of Hungarian and foreign researchers on the level of absolute certainty, of probability, or of hypothesis. O. explains in a proper manner concerning each text what kind of scholarly debates are present with respect to its value, authenticity, and relation to the Magyars. I think it is superfluous to discuss these disputes. Here I refer only to two problematic texts (13 and 14). The value and authenticity of the two sources are not questioned: the first is a synodal act, the second is an episcopal list. In both sources the expression 'metropolitan of Tourkia' appears. On the basis of this evidence a number of reputed scholars claim that as a consequence of Hierotheos' activities (who was brought to Hungary from Constantinople in the mid-10th century by the chieftain Gyula as the 'bishop of Tourkia') in Hungary, during the 11th-, and 12th centuries, an autonomous Orthodox archbishopric existed under the jurisdiction of the patriarchate of Constantinople, and functioned also later on.

I myself did not accept this view, nor I agree with it now. I back the opinion of those who contend that the information conveyed by the Byzantine data is not trustworthy in the sense that do not indicate a historical fact, but only the Byzantine ecclesiastical claim²⁶.

In the introduction O. expresses her hope that this work will continue believing that new texts will appear by means of investigation and modern critical editions. I think that this intention has a real basis. In order to substantiate her claim, I refer to an interesting passage of John Skylitzes, the 11th-century historian. My attention has been called to the passage by Chr. Dimitrov's book on medieval relations between Bulgaria and Hungary, published in 1998²⁷. According to Skylitzes, in the Spring of 971 the Magyars and the Pechenegs, albeit Sviatoslav, the Kievan prince asked for it, did not give military help to the Rus' in Bulgaria, because they feared the strength of the Byzantines²⁸. This important section, overlooked in the Hungarian research so far, helped to demonstrate with facts for the first time why the raids of the Magyars to the Balkans stopped after 970. As after 955, which can be verified by a Latin source, the Magyars feared the army of the German emperor Otto I and thus made an end of their raids towards the West, the same way they desisted from overrunning the Balkans after 970. This example could also strengthen the hope that

¹² Die dritte und vierte Redaktion des Ps.-Methodios. ed. A. LOLOS. Meisenheim am Glan 1978, 37.

¹³ G. A. RHALLÉS–M. POTLÉS, Σύνταγμα τῶν θεῶν καὶ ἱερῶν κανόνων V. Athens 1855, 25–32.

¹⁴ J. DARROUZÈS, Notitiae episcopatum ecclesiae Constantinopolitanae. Paris 1981, 370.

¹⁵ A. GUILLOU, Le Brébion de la métropole byzantine de Règion (vers 1050). Città del Vaticano 1974, 178–179.

¹⁶ A. GUILLOU – Ch. ROGNONI, Une nouvelle fondation monastique dans le thème de Calabre (1053–1054). *BZ* 84/85 (1991–1992) 423–424.

¹⁷ A. GUILLOU, Les actes grecs de S. Maria di Messina. Enquête sur les populations grecques d'Italie du Sud et de Sicile (XIe–XIVe s.). Palermo 1963, 46.

¹⁸ Actes d'Ivion II. Du milieu du XIe siècle à 1204. Édition diplomatique par J. LEFORT – N. OIKONOMIDÈS – D. PAPACHRYSSANTHOU – V. KRAVARI – H. MÉTRÉVÉLI (*Archives de l'Athos* XVI). Paris 1990, 178–183.

¹⁹ G. MÜLLER, Documenti sulle relazioni delle città Toscane coll'Oriente cristiano. Firenze 1879, 43, 45, 49.

²⁰ W. HÖRANDNER, Theodoros Prodromos Historische Gedichte (*WBS* XI). Wien 1974, 354–355.

²¹ N. WILSON – J. DARROUZÈS, Restes chartulaires de Hiéra-Xérochoraphion. *REB* 26 (1968) 33–34.

²² N. WILSON – J. DARROUZÈS, Restes chartulaires de Hiéra-Xérochoraphion. *REB* 26 (1968) 24.

²³ A. I. ALMAZOV, Neizdannye kanoničeskie otvety Konstantinopolskago patriarha Luki Hrizoberga i mitropolitna Rodosskago Nila. Odessa 1903, 37–38.

²⁴ Actes d'Ivion III. De 1204 à 1328. Édition diplomatique par J. LEFORT – N. OIKONOMIDÈS – D. PAPACHRYSSANTHOU – V. KRAVARI. (*Archives de l'Athos* XVIII). Paris 1994, 96–103.

²⁵ Actes de Lavra I. Des origines à 1204. Édition diplomatique par P. LEMERLE – A. GUILLOU – N. SVORONOS (*Archives de l'Athos* V). Paris 1970, 371.

²⁶ A XIV–XVI. századi magyar történelem bizánci és kora újkori görög nyelvű forrásai. Fontes Byzantini et postbyzantini ad res regni Hungariae in saeculis XIV–XVI gestas pertinentes. Összegejtötte, fordította., bevezetéssel és jegyzetekkel ellátta BAÁN I. Budapest 2013.

²⁷ Chr. DIMITROV, Bългарo-ungarski otnošenija prez srednevekovieto. Sofia 1998, 80, 89 (n. 70), 90 (n. 72).

²⁸ See F. MAKK, A bizánci fenyegetés árnyékában [In the shadow of the Byzantine military threat]. *Hadtörténeti Közlemények* 114/1 (2001) 130–138.

other passages related to the Magyars may also to be found in Byzantine sources.

I am convinced that O.'s present volume fills a gap and will be an indispensable and highly precious handbook for the further investigation of the Hungarian history of the time. Finally let me call the reader's attention that in 2013 the important work Byzantine and early modern Greek sources of the history of Hungary in the 14th–16th centuries appeared by István Baán which joining the initiative of Moravcsik covers the period 1301–1599²⁹. By the volumes of Moravcsik, Baán and now by the work of Terézia Olajos, Hungarian research came abreast of similar Bulgarian, Serbian and Romanian works.

Ferenc Makk

²⁹ A XIV–XVI. századi magyar történelem bizánci és korai újkori görög nyelvű forrásai. *Fontes Byzantini et postbyzantini ad res regni Hungariae in saeculis XIV–XVI gestas pertinentes*. Összegejtötte, fordította, bevezetéssel és jegyzetekkel ellátta BAÁN I. Budapest 2013.

Byzantium, 1180–1204: 'The Sad Quarter of a Century'? Edited by Alicia Simpson (*National Hellenic Research Foundation, Institute of Historical Research, Section of Byzantine Research, International Symposium 22*). Athen: The National Hellenic Research Foundation 2015. 282 S. ISBN 978-960-9538-37-4.

Der aus 14 Beiträgen bestehende Sammelband geht auf ein von Alicia Simpson organisiertes internationales Symposium zurück, das im Juni 2014 in Athen an der National Hellenic Research Foundation im Rahmen des Forschungsprojektes „The Reign of Isaac II Angelos: Politics and Society in the Late Twelfth Century“ abgehalten wurde. Der unter Anführungszeichen stehende Teil des Titels 'The Sad Quarter of a Century' ist ein direktes Zitat aus der von Robert Browning stammenden Rezension¹ zu der 1968 publizierten, noch heute für die Periode vor dem Vierten Kreuzzug als Standardwerk dienenden Monographie von Charles M. Brand.²

Auf ein kurzes Vorwort von Taxiarches G. Kolias und ein Verzeichnis der im Band verwendeten Siglen folgt der breit angelegte einführende Beitrag von Alicia Simpson) „Perceptions and Interpretations of the Late Twelfth Century in Modern Historiography“ (13–34). Die Autorin skizziert und

kommentiert darin in erster Linie den Forschungsstand und referiert die bisherigen Thesen, die hinsichtlich des „Niedergangs“ des Reiches bis zur Katastrophe von 1204 vorgebracht wurden. Am überzeugendsten findet S. dabei jene, bereits von Niketas Choniates³ vorgebrachte These, dass die internen Konflikte der Komnenenfamilie und der damit einhergehende provinzielle Separatismus zum Kollaps von Byzanz führten (24–25). Am Ende ihrer Ausführungen (34) spekuliert S. – durchaus amüsant – mit Fragen nach dem Motto „Was wäre gewesen, wenn?“. Etwa dann, wenn der Gesamtstaat noch voll funktionstüchtig gewesen wäre und Heeresseinheiten aus anderen Gebieten des byzantinischen Reiches bei der Verteidigung von Konstantinopel im Jahr 1204 ausgeholfen hätten. Oder wenn fähige Kommandeure wie Alexios Dukas Murtzuphlos oder Theodoros Laskaris schon früher die Kontrolle über die Hauptstadt übernommen hätten. „Yet it is always futile to speculate on what might have been“ stellt S. ganz richtig fest.

Vlada Stanković argumentiert in seinem Beitrag „Stronger than It Appears? Byzantium and its European Hinterland after the Death of Manuel I Komnenos“ (35–48) wider die bislang vorherrschende Ansicht, dass die Herrschaft der Angeloi, der Schreckensherrschaft des Andronikos I. (1183–1185) folgend, im Vergleich zu jener des Manuel I. Komnenos „schwach“ gewesen sei und maßgeblich zum Untergang des Reiches beigetragen habe (40). In Wahrheit jedoch verstanden es auch die Angeloi, ebenso wie die Komnenen vor ihnen, durch geschickte Heiratspolitik mit ihren Nachbarn ein gutes Auskommen zu finden: Als Isaak II. 1185 an die Macht kam, beeilte er sich, die von Manuel I. aufgebauten guten Beziehungen mit den Ungarn und Serben wieder aufzugreifen. So wurde unter anderem Eudokia, die Nichte Isaaks II. (bzw. die dritte Tochter des späteren Kaisers Alexios III.), mit dem zweiten Sohn des großen *župan* Stefan Nemanja verheiratet. St. meint, dass es den Angeloi sogar besser als den Komnenen gelang, den Balkan, insbesondere Serbien, in den byzantinischen Kulturraum miteinzubeziehen (45–48).

Mit Kleinasien im letzten Viertel des 12. Jahrhunderts und am Beginn des 13. Jahrhunderts beschäftigt sich Dimitri K(oro-beinikov) in seinem Artikel „The Byzantine-Seljuk Border in Times of Trouble: Laodikeia in 1174–1204“ (49–81). Einleitend fordert K. auf, dass die Geschichte der im Titel genannten Periode nicht nur „1204-centric“ und „Constantinople-dominated“ betrachtet werden möge, sondern das auch die Entwicklung anderer byzantinischer Orte in die Diskussion miteinbezogen werden soll (49–51). Als Fallbeispiel wählt er das phrygische Laodikeia am Fluss Lykos,⁴ wo sich zwar eine Festung befand, die jedoch für die Byzantiner im Vergleich zu anderen benachbarten Orten (Philadelphieia, Antiocheia am Maiandros) nie so wichtig war, als dass ihr Verlust die Verteidigung des Reiches im westlichen Anatolien in schwere Bedrängnis gebracht hätte (53). Doch war der Besitz der Festung insofern bedeutend, als von dort die türkische Migration von Lykien nach Phrygien unter Kontrolle gehalten werden konnte. K. meint nach längeren Ausführungen (56–59), dass die Sied-

¹ R. BROWNING in *Speculum* 44/1 (1969) 116.

² Ch.M. BRAND, *Byzantium Confronts the West, 1180–1204*. Cambridge, Mass. 1968.

³ Nic. Chon. hist. 529, 25–31 (VAN DIETEN).

⁴ K. BELKE – N. MERSICH, *Phrygien und Pisidien (TIB 7)*. Wien 1990, 323–326.

lung im 12. Jahrhundert nach Hisar(köy)⁵ verlegt wurde – was aber bereits auch an anderer Stelle vermutet wurde⁶. Darüber hinaus stellt K. fest, dass Laodikeia von 1198 bis 1203 als eigenständiges Thema fungierte (63). Insgesamt lässt sich für Laodikeia trotz der isolierten Lage und praktisch getrennt vom Rest des byzantinischen Reiches sagen, dass die Stadt vor und nach der türkischen Eroberung (1204) florierte, was auf ein sehr gutes grenzüberschreitendes Miteinander schließen lässt. Auch liefert K. ein Argument gegen die allgemein verbreitete Meinung, dass das Reich unter der Herrschaft der „schwachen“ Angeloi in Kleinasien große Gebietsverringerungen hinnehmen musste: In Wahrheit sind keine signifikanten Verluste belegt (80–81).

Der Beitrag von Telemachos L(ounghis) trägt den Titel „The Fate of the German-Byzantine Alliance in the Late Twelfth Century“ (83–95). L. zeigt durchaus überzeugend, dass die bereits in der Komnenenzeit (trotz mancher Schwierigkeiten) bewährte deutsch-byzantinische Allianz auch unter Isaak II. weiterhin Bestand hatte (93). Friedrich I. Barbarossa war stets an guten Beziehungen zu Byzanz interessiert, die für die deutsche Seite konfliktfreier waren, seitdem Manuel I., ein steter Rivale um die Herrschaft in Italien, verstorben war.

Während die vorangegangenen Beiträge den Terminus „Krise“ für die im Fokus stehende Periode tunlichst zu vermeiden suchten, lautet schon der Beitragstitel von Demetrios K(yritses) „Political and Constitutional Crisis at the End of the Twelfth Century“ (97–111). K. weist darauf hin, dass man aufgrund verschiedener auf das Reich einwirkender Faktoren (Zentrifugalkräfte in den Provinzen, Revolten, versuchte Usurpationen, etc.) durchaus von „Krise“ sprechen kann; er spricht genauer von „constitutional crisis“, jedoch zugleich mit dem Hinweis „there was no constitution in Byzantium“ (97). K. legt Belege vor, die darauf hindeuten, dass unter den Angeloi eine gewisse Mitbestimmung von Kreisen wie den Gilden beim politischen Geschehen vorhanden war (106). Das Zusammenbrechen des Reiches⁷ ist nach K. auch dadurch begründet, dass die Provinzen und deren großen Städte (Athen, Thessalonike) nicht in den Gesamtstaat betreffende Entscheidungsfindungsprozesse einbezogen waren, sondern sich ganz im Gegenteil ausgebeutet fühlten (109–111); man denke dabei nur an die Steuerlast und die betrügerischen Steuereintreiber, wie dies ansehnlich im Werk des Michael Choniates, Bischofs von Athen, geschildert wird.

Ein Fallbeispiel, nämlich den Aufstand des Ioannes Komnenos Axuch („Johannes der Dicke“), beschreibt Michael An(gold) in „The Anatomy of a Failed Coup: The Abortive Uprising of John the Fat (31 July 1200)“ (113–134). Der letztlich erfolglose Aufstand des Ioannes, sein Versuch, an die Macht zu kommen, sind in den Quellen gut dokumentiert, ins-

besondere in einer Rede des Nikolaos Mesarites.⁸ Nach Angaben zur Datierung (114, 125) – An. argumentiert überzeugend, dass der Coup am 31. Juli 1200 stattfand⁹ – werden basierend auf detailreicher Auswertung der vorhandenen Quellen die Abläufe beschrieben, und die Rolle von Euphrosyne, der Frau des Alexios III. Angelos, wird analysiert (116–122). An. hält fest, dass zu den Ursachen und Motiven der Erhebung in den Quellen kaum etwas zu lesen sei; er unterstreicht aber zutreffend, dass ein türkischer Hintergrund – etwa aufgrund der ursprünglichen Abstammung der Familie Axuch – auszuschließen ist, denn eine solche Einnischung hätte die Bevölkerung von Konstantinopel niemals unterstützt (133–134).

Der Beitrag von Ilias A(nagnostakis) „‘From Tempe to Sparta’: Power and Contestation prior to the Latin Conquest of 1024“ (135–157), schon im Titel ausgehend von einem Zitat des Michael Choniates (ἐκ τῶν θεταλικῶν Τεμπῶν μέχρι τῆς Σπάρτης)¹⁰, gilt der Frage der Machtverhältnisse in Hellas und Peloponnesos vor dem magischen Jahr 1204. Des Weiteren versucht A. die Aufstände des 10. Jahrhunderts – trotz des Wissens um die Verschiedenheit der Parameter – mit jenen am Ende des 12. Jahrhunderts zu vergleichen. Ähnliche Entwicklungen sind in der Tat anhand der von Choniates propagierten und von A. aufgenommenen These einer Nord-Süd-Achse, anhand derer sich Erhebung abspielten, zu beobachten. Die Frage der Datierung der Aufstände in den von A. gewählten Regionen ist insofern wichtig, als Tendenzen der Separation bereits vor der Herrschaft der Angeloi zu beobachten sind; zur vollen Entfaltung kamen sie, wie etwa jene des bekannten Leon Sguros, um 1200 (152–153).

Zurück nach Konstantinopel führt uns der Beitrag von Kostis S(myrlis): „Sybaris on the Bosphoros: Luxury, Corruption and the Byzantine State under the Angeloi (1185–1203)“ (159–178). Wiederum liegt dem Titel ein Zitat zugrunde, hier des Niketas Choniates, das in bekannter negativer Darstellung der Angeloi-Herrscher aussagt, Konstantinopel sei ein zweites Sybaris geworden,¹¹ die für ihren verschwenderischen Luxus sprichwörtliche Stadt am Golf von Tarent. Niketas Choniates und andere Quellen (auch Urkunden) bieten insbesondere bezüglich finanzieller Belange nach S. (160–168) ein teilweise differenzierteres Bild der beiden Angeloi-Kaiser; selbst der Bruder des Niketas, der Athener Erzbischof Michael, lobt Isaak II. für sein Vorgehen wider gierige und ungerechte Steuereintreiber.¹² Gier, Missbrauch und Verlangen nach Luxus sind für Staatsbeamte bereits unter den Komnenen belegt und sind damit keine Besonderheiten, die erst ab 1185 anzutreffen sind (171). Abschließend stellt S. die interessante Frage, ob der Zusammenbruch des Reiches unvermeidbar war (173–177). Er kommt dabei zu ähnlichen Schlüssen wie

⁵ *Ibidem* 273–274.

⁶ *Ibidem* 326.

⁷ Bibliographisch ergänzen könnte man R.-J. LILIE, *Des Kaisers Macht und Ohnmacht. Zum Zerfall der Zentralgewalt in Byzanz vor dem vierten Kreuzzug*, in: *Varia I* (= *Poikila Byzantina* 4), hrsg. von Idem – P. Speck. Bonn 1984, 9–120 (zitiert im Beitrag von A. Simpson 22, Anm. 32).

⁸ A. HEISENBERG, Nikolaos Mesarites. Die Palastrevolution des Johannes Komnenos (= *Programm des k. alten Gymnasiums zu Würzburg für das Studienjahr 1906/ 1907*). Würzburg 1907.

⁹ Diese Datierung aber auch schon in *ODB* 239, 1146.

¹⁰ Mich. Chon. I 177, 24–25 (LAMPROS).

¹¹ Nic. Chon. hist. 541, 55–56 (VAN DIETEN).

¹² Mich. Chon. I 253, 23 – 254, 21 (LAMPROS). Michael bezeichnet Isaak sogar als ὁ σοφὸς βασιλεὺς.

Alicia Simpson in ihrem einleitenden Beitrag (auf 34). Die Staatskassen waren gut gefüllt, die Situation des Reiches war besser als jene, mit der Alexios I. 1081 konfrontiert war, doch es waren die „schwachen“ Herrscher nach 1180, die es anders als die großen Komnenen Alexios, Ioannes und Manuel nicht verstanden, dem Staat mittels dem Gefüge ihrer Familie jenen Zusammenhalt zu geben, der notwendig gewesen wäre (177–178).

Zur Situation der erwähnten Staatskassen passt gut der Beitrag von Pagona P(apadopoulou) „Coinage and the Economy at the End of the Twelfth Century: An Assessment“ (179–194). Nach der Untersuchung der numismatischen Evidenz in den 1204 vorangehenden Jahrzehnten kommt P. zu dem Schluss, dass es zwar bei den Gold- und Goldsilbermünzen zu einer Verringerung der Reinheit kam, dass eine solche im 11. Jahrhundert allerdings weit dramatischer verlaufen war (193). Dass aufgrund einer schwachen Zentralgewalt unter den Angeloi und einer aufstrebenden Wirtschaft in der Peripherie das Reich untergegangen wäre, wird von P. auf Basis der numismatischen Belege in der Hauptstadt bestritten (194).

Mit „Geld“ beschäftigt sich auch Paul M(agdalino) in seinem Beitrag „Money and the Aristocracy, 1180–1204“ (195–204). Nach einem kurzen Überblick über die Situation des Reiches unter Andronikos I., der hier von M. erstmals im Band in die Überlegungen zum „sad quarter of a century“ einbezogen wird, schildert M. den Reichtum der Aristokratie; die Aristokraten mussten in manchen Fällen auch dem Kaiserhaus finanziell aushelfen. Während es unter den Komnenen möglich war, Personen durch Geld an die herrschende Elite zu binden, war es eben dieses Geld, das unter den Angeloi die feste Bindung zum Kaiserhaus unterminierte, weil das Vermögen in erster Linie bei der Aristokratie angesiedelt war (200–204).

Die Wirtschaft steht auch im Fokus bei Maria G(eroly-matou) „Private Investment in Trade in the Final Years of the Twelfth Century“ (205–220). Beginnend mit den Begebenheiten rund um die byzantinischen Entschädigungszahlungen an die Genuesen nach deren Vertreibung aus Konstantinopel im Zuge des Massakers von 1182 beschreibt G. die Geldmengen, die unter den Angeloi-Kaiser im Reich bewegt wurden. Da sich das Kapital vornehmlich in den Händen von Magnaten befand, traten diese auch als Investoren auf, wie dies der Fall eines gewissen Kalomodios belegt ist, der aber auch Aggression und Anfeindung ausgesetzt war (210–213). Auch Kleriker konnten investieren und sich als Geldleiher verdingen, was sogar durch das Kirchenrecht abgesichert war (213–214). Es ergaben sich verschiedene Abstufungen von Investitionen und Investoren, was durchaus zu einem gewissen „Klassenbewusstsein“ hätte führen können, wie G. meint, wäre nicht der Vierte Kreuzzug dazwischengekommen.

Mit einem weiteren Aspekt der Wirtschaft, nämlich den Handeltreibenden bzw. Kaufleuten beschäftigt sich Gerasimos M(erianos) in „Literary Allusions to Trade and Merchants: The ‘Great Merchant’ in Late Twelfth-Century Byzantium“ (221–243). Kaufleute, insbesondere jene, die international (bis nach Ägypten) Handel trieben, konnten es zu beträchtlichem Reichtum bringen, was wiederum zu Anfeindungen und Repressalien führen konnte, wie der Fall des schon erwähnten Kalomodios, der auch als Bankier wirkte, beweist

(223–224, 226–227).¹³ Einer höheren Gesellschaftsschicht angehörend waren Kaufleute wie er imstande, nicht nur intern, sondern auch mit den italienischen Seerepubliken Geschäfte zu machen. Besonderes Augenmerk lässt M. den sogenannten *μεγαλέμποροι* zuteil werden, die er als „great merchants“ übersetzt.¹⁴ Wörtlich handelt es sich dabei um „große Kaufleute“ bzw. „Großhändler“, doch wird der Begriff im 12. Jahrhundert in den meisten Fällen metaphorisch und auch oft im theologischen Kontext verwendet (227–241), nämlich im Rückgriff auf Mt. 13, 45–46: „Wiederum gleicht das Reich der Himmel einem Kaufmann, der schöne Perlen suchte; als er aber eine sehr kostbare Perle gefunden hatte, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie“.¹⁵ Wenn auch der Terminus kaum auf wirkliche Kaufleute hinweist, beweist die hohe Frequenz des Begriffs im 12. Jahrhundert – und auch in der Zeit nach 1180 –, welche besondere Stellung sie gehabt haben müssen.

Die unter Kaiser Isaak II. durchgeführten, auch von Nike-tas Choniates gewürdigten Renovierungstätigkeiten greift der Beitrag von Kallirroë L(inardou) „A Resting Place for ‘The First of Angels’: The Michaelion at Sosthenion“ (245–259) auf. Im Fokus steht die vom „ersten Engel“ (so wird Isaak Angelos bei Theodoros Balsamon angesprochen)¹⁶ initiierte Renovierung der Kirche des heiligen Erzengels Michael in Sosthenion¹⁷ auf der thrakischen Seite des Bosphorus, die höchstwahrscheinlich identisch ist mit der Kirche *ἐν τῷ Ἀναπλῶ*. Das vom Kaiser in Auftrag gegebene Design der Kirche, verbunden mit der Zusammenführung aller wichtigen Ikonen des Erzengels (so auch aus Monembasia) in diesem Heiligtum,¹⁸ deuten nach L. stark darauf hin, dass der Kaiser das Michaelion als seine Grabstätte adaptieren wollte, obwohl die Quellen darüber schweigen.

Nektarios Z(arras) schließt den Band ab mit „A Gem of Artistic *Ekphrasis*: Nicholas Mesarites’ Description of the Mosaics in the Church of the Holy Apostles at Constantinople“ (261–282). Z. vergleicht die um 1200 zu datierende, Mesarites zugeschriebene Beschreibung¹⁹ der wohl nur kurz

¹³ Bei M. fehlt der Hinweis darauf, dass Kalomodios auch im Beitrag von Maria Geroly-matou erwähnt wird.

¹⁴ In der von M. zusammengestellten Liste zu den Belegen des Terminus vor dem 12. Jh. ist eine Stelle bei Ioannes Mauropus (11. Jh.) nachzutragen: A. D. PANAGIOTOU, Ο υμνογράφος του Αγίου Νικολάου Ιωάννης Μαυρόπουλος (*Byzantine Grammateia*). Athen 2010, 92 (Ode 4, Z. 75).

¹⁵ Übersetzung nach Elberfelder Bibel. Witten – Dillenburg 2010.

¹⁶ K. HORNA, Die Epigramme des Theodoros Balsamon. *WS* 25 (1903) 165–217: 191 (Epigr. XXVII, v. 19: πιστός βασιλεύς, Ἀγγέλων πρωτοστάτης).

¹⁷ Es fehlt der Hinweis auf das Lemma „Sōsthenion“ in A. KÜLZER, Ostthrakien (Eurōpē) (*TIB* 12). Wien 2008, 656–659.

¹⁸ Nach L. 252 soll die Kirche wie eine moderne Kunstgalerie mit allen möglichen Bildern des Erzengels Michael gewirkt haben.

¹⁹ G. DOWNEY, Nikolaos Mesarites: Description of the Church of the Holy Apostles at Constantinople. *Transactions of the American Philosophical Society*, n. s. 47 (1957) 855–925.

davor entstandenen (heute nicht mehr vorhandenen) Mosaiken in der Apostelkirche mit der Darstellung des Konstantinos Rhodios,²⁰ ebenso führt er erhaltene Beispiele mit ähnlichen Szenen aus anderen Kirchen an. Die Stärke des Artikels liegt darin, dass Mesarites' Text sowohl sprachlich als auch inhaltlich (kunsthistorisch) diskutiert und analysiert wird. Er geht somit über bereits vorhandene Studien hinaus;²¹ dennoch wirkt er ein wenig als Fremdkörper, da kein Bezug zu den übrigen Beiträgen oder zur Fragestellung des Bandes erkennbar ist.

Zusammenfassend ist Alicia Simpson, einer aufgrund ihrer bisherigen Forschungen²² hervorragenden Kennerin der Zeit, zur Zusammenstellung des Buches zu gratulieren. Die Beiträge sind allesamt auf höchstem Niveau, bibliographisch auf dem neuesten Stand und betreten in vielen Fällen wissenschaftliches Neuland. Man nimmt mit Freude zur Kenntnis, dass nun nach langer Zeit aufbauend auf der eingangs erwähnten Monographie von Charles M. Brand²³ wieder neue Forschungen zu jenen Dezennien vorliegen. Es ist deutlich ersichtlich, dass die meisten Autoren bemüht sind, zu zeigen, dass es sich bei der Periode nach dem Tod Manuels I. Komnenos bis zum Vierten Kreuzzug nicht unbedingt um „a sad quarter of a century“ handelte. Dem ist in der Tat beizupflichten, da viele Entwicklungen, etwa im Bereich der Finanzen, in der Struktur des Staatswesens, bereits in der Zeit der Komnenen ihren Ursprung haben. Des Weiteren darf nicht vergessen werden – und viele Autoren im Band weisen darauf hin –, dass für das grundsätzlich in der Literatur vorherrschende negative Bild der Angeloi-Kaiser die Hauptquelle, Niketas Choniates, verantwortlich ist. Auf die Angeloi-Kaisern konzentrieren sich die Beiträge, man vermisst hingegen tiefer gehende Überlegungen auch zur Periode zwischen dem Tod Manuels und dem Herrschaftsantritt Isaaks; kaum etwas wird zu Alexios II. und Andronikos I. gesagt. Ein Gesamtindex am Ende hätte den Band benutzerfreundlicher gemacht. Doch dies sind Kleinigkeiten, welche die Leistung der Herausgeberin und der Beitragenden keinesfalls schmälern sollen. In Zukunft wird man bei der Beschäftigung mit dem späten 12. und dem anhebenden 13. Jahrhundert diesen Band immer heranziehen müssen.

Andreas Rhoby

Theodori Scutariotae Chronica, recensuit et indicibus instruxit Raimondo TOCCI (*Corpus Fontium Historiae Byzantinae* 46, *Series Berolinensis*). Berlin – Boston: De Gruyter 2015. VII + 178* + 363 S., 2 Tafeln. ISBN 978–3–11–018946–9.

Die Folien 17–32 des Codex Vaticanus gr. 1889 enthalten eine Weltchronik von Adam bis zum Tod von Alexios I. Komnenos im Jahre 1118. Diesem Text hat sich Raimondo Tocci in einer Reihe von Publikationen verdienstvoll gewidmet. 2004 hat seine *editio princeps* der Universität Hamburg als Dissertation vorgelegen. Der hier besprochene Band enthält eine leicht überarbeitete und erweiterte Fassung besagter Doktorarbeit. Um ein paar besonders wichtige Punkte vorwegzunehmen: Ausgangspunkt sind die folgenden grundlegenden Erkenntnisse bzw. Annahmen. Erstens, dass der Hauptkopist des Vaticanus auch der Autor-Kompilator (so die Formulierung des Herausgebers) der Chronik sei, es sich folglich um ein autograph überliefertes Werk handle; ferner, dass der Autor-Kompilator kein anderer sei als Theodoros Skutariotes (ca. 1230 bis nach 1282), Metropolit von Kyzikos und Verfasser auch der *Synopsis Chronike* (oder *Synopsis Sathas*), zu der der vorliegende Text in einem engen Verhältnis steht. Zuletzt wird (nach meiner Meinung überzeugend) dafür argumentiert, dass das hier edierte Werk, die *Chronica*, früher verfasst bzw. zusammengestellt wurde als die *Synopsis* und als eine Art Vorarbeit zu dieser zu gelten hat.

Nach einem Vorwort (V–VII) folgen Prolegomena mit den Unterabteilungen Einführung (5*–7*); Aufbau der XPONIKA (8*–10*); Inhalt der XPONIKA (11*–46*); Der Codex unicus Vaticanus gr. 1889 (47*–53*); Die Randscholien des Vaticanus (54*–63*); Theodoros Skutariotes: Eine Skizze zu Person und Werk (64*–101*); Das Verhältnis der XPONIKA zur ΣΥΝΟΨΙΣ ΧΡΟΝΙΚΗ (102*–113*) mit anschließender Zusammenfassung (114*–115*); Akzentuation, Orthographie und Interpunktion (116*–149*); Zur vorliegenden Edition (150*–163*) und Abkürzungsverzeichnis (164*–178*). Darauf folgt die Edition, zuerst mit einer Tabula notarum in textu et apparatus adhibitarum und dann dem Text. Es schließen an Indices, unterteilt in *nominum* (185–235), *verborum ad res Byzantinas spectantium* (236–284), *graecitatis* (285–294) und *locorum* (295–363). Zuletzt finden sich zwei Tafeln mit *specimina* aus dem Codex unicus.

Zuerst zu den Prolegomena: Dieser Teil erstreckt sich über knapp 180 Seiten und ist von großer Gründlichkeit. Er beantwortet, m.E. in ausgezeichneter Weise, eine Menge von Fragen, die der Leser an den Text stellen könnte. Nach einer kurzen Einführung wird zuerst eine knapp gehaltene Übersicht über den Aufbau der *Chronika* geboten (8*–10*). Die Inhaltsangaben schließen sich eng an Stil und Erzählweise des Textes an. Bedauerlicherweise wird nur der byzantinische Teil des Textes (von Konstantin dem Großen bis zum Ende des Werkes) referiert. Dadurch wird die Schilderung früherer Zeiten in ihrer Signifikanz verkannt, obwohl wir heute nicht mehr übersehen können, von welcher Bedeutung solche Darstellungen sind, wenn wir die Gedankenwelt der Byzantiner verstehen wollen. Etwas irritierend wirken die Ordnungsziffern, die hinter den Personnamen stehen und auch ihre Entsprechung

²⁰ Constantine of Rhodes, *On Constantinople and the Church of the Holy Apostles*. With a new edition of the Greek text by I. VASSIS, Aristotle University of Thessaloniki. Edited by L. James. Surrey – Burlington, VT 2012.

²¹ So Th. BASEU-BARABAS, *Zwischen Wort und Bild: Nikolaos Mesarites und seine Beschreibung des Mosaikschmucks der Apostelkirche in Konstantinopel* (Ende 12. Jh.) (*Dissertationen der Universität Wien* 230). Wien 1992.

²² Hervorzuheben ist ihre glänzende Monographie Niketas Choniates. *A Historiographical Study* (*Oxford Studies in Byzantium*). Oxford 2013.

²³ Siehe oben 217, Anm. 2.

im Namensindex haben (angeblich, obwohl dies nicht überzeugt, um die Orientierung im Index zu erleichtern). So wird etwa Konstans I. (reg. 337–350) als Konstans 2 bezeichnet, Konstans II. (reg. 641–668) als Konstans 3, während Johannes II. Kappadokos als Ioannes 5 Kappadokos gezählt wird und Johannes Chysostomos als Ioannes 4 (obwohl Johannes IV. ja sonst Johannes Nesteutes, Patriarch im späten 6. Jh., zu sein pflegt). Im Übrigen wäre es manchmal hilfreich, wenn gewissen Namen Prädikate wie „Kaiser“ oder „Patriarch“ hinzugefügt wären: Wenn, wie es der Fall ist, nur Konstantinos 4 steht (30*), bleibt es unklar, ob dies nun ein Kaiser oder ein Patriarch ist. Die kodikologische Beschreibung des Vaticanus gr. 1889 sodann ist auf zwei Unterabteilungen verteilt, von denen die erste (47*–53*) allgemeine Angaben liefert und die zweite (54*–63*) sich speziell mit den Randscholien beschäftigt. Die Darstellung in diesen Abschnitten ist weitgehend eine Wiederholung von früheren Forschungserkenntnissen – eigenen und denen anderer –, dennoch aber, weil es sich um die *editio princeps* handelt, durchaus berechtigt. Die Skizze zu Person und Werk des Theodoros Skutariotes (64*–101*) hätte kürzer gehalten werden sollen (dass der Text fast 40 Seiten lang ohne Unterabteilungen läuft, ist schon an sich recht unpraktisch). Gewiß, sie enthält eine große Anzahl von wertvollen Erkenntnissen, die auch für manch andere mittel- und spätbyzantinische Chronik wichtig sind. Hier hätte jedoch die Frage gestellt werden müssen, was für die Ausgabe der *Chronika* relevant ist und was besser in einem anderen Zusammenhang hätte abgehandelt werden können. Essentiell für die Edition ist der Unterabschnitt über das Verhältnis der XPONIKA zur ΣΥΝΟΨΙΣ ΧΡΟΝΙΚΗ (102*–115*). Am meisten überzeugt, dass die *Chronika* nicht, wie früher vermutet, Exzerpte aus der *Synopsis* darstellen, sondern wohl die Vorarbeit zu derselben ausmachen. Es folgen Ausführungen über Akzentsetzung, Orthographie und Interpunktion, die von überwältigender Gründlichkeit geprägt sind (manchmal hätte man sich freilich mehr Auskunft über derartiges in der Edition selbst, und nicht nur in der Einleitung, gewünscht: die Informationen sind, wenn man mit dem Text arbeitet, nur schwer zu finden). Besonders wichtig ist die Diskussion zur Interpunktion (dazu noch unten). Zur vorliegenden Edition schließlich diskutiert die nicht ganz unkomplizierte Anordnung der Apparate sowie die Anordnung der Indices.

In summa ist diese Einleitung eine hervorragende Leistung. Sie ist mit Sorgfalt geschrieben, und ich habe kaum mehr als ein Dutzend Schreibfehler notiert, Kleinigkeiten wie „episcopum“ (50*), „Maraginalhand“ (98*) und „identifizieren“ (100*). Die Sprache ist fließend und klar. Besonders schön ist die zeugmatische Wendung „Hochtrabend und mit 16-tägiger Verspätung.“ Wie schon angemerkt, hätte einiges ausgeklammert werden können, weil es eher in einen anderen Zusammenhang gehört und in dieser Fülle unterzugehen droht. Umgekehrt bleibt noch vieles zu diesem Text zu sagen, so über den Zugang des Autors-Kompilators zu seinen Quellen, über die Verwendung narrativer Strukturen oder die Wahl von Themen. Zu diesbezüglichen Reflektionen lädt T(occi) flüchtig ein, wenn er e.g. auf die Ausklammerung der byzantinischen Militärgeschichte aufmerksam macht. Faszinierend sind kurze Erzählpassagen, die einen menschlichen Ton verraten (II 269 über eine Mahlzeit am Hof, bei der die Kaiserin

Theodora, Theodoros Graptos und der Patriarch Methodios über den verstorbenen Kaiser Theophilos reden: die Geschichte ist auch aus anderen Quellen bekannt, findet sich hier aber in einem bemerkenswerten Kontext). Die Darstellung in dieser Einleitung scheint relativ stark davon geprägt zu sein, dass die vorliegende Ausgabe (auch) als Vorarbeit zu einer Neuausgabe der *Synopsis* konzipiert ist, für die hier weitgehend die Weichen gestellt werden.

Hier angelangt gilt es, einige Aspekte der eigentlichen Edition und der Gestaltung des Textes zu besprechen, wobei, wie es sich versteht, manchmal auf die Argumentation in der Einleitung zurückgegriffen werden muss. Nun, an der Edition des Textes, die konservativ erfolgt, ist wenig auszusetzen. Es handelt sich mit Wahrscheinlichkeit um ein autograph überliefertes Werk; die Handschrift ist, wie von T. selbst festgehalten, mit großer Sorgfalt geschrieben und, wie es scheint, weitgehend fehlerfrei (zu sehr vielen Seiten der Edition gibt es überhaupt keinen *apparatus criticus*). Dazu (oder daher, also aus der Überzeugung, dass an der Handschrift nur wenig zu tun ist) kommt eine gewisse vorsichtige Grundhaltung T.s. Diese Vorsicht erscheint mir durchaus geboten, zumal wir nichts über die Intentionen des Autors-Kompilators wissen: Ist dies überhaupt ein Werk, das für die Öffentlichkeit bestimmt war, so dass in irgendeiner Weise ein Anspruch auf Kohärenz oder Perfektion gestellt werden kann, oder sind es persönliche Notizen, eine Vorarbeit zu etwas anderem?

Einige, miteinander nahe verbundene Aspekte der Textgestaltung fallen auf und sollen kurz thematisiert werden. Akzentsetzung und Orthographie folgen meist der Handschrift, was z.B. bei den Enklitika bedeutet, dass man Fällen wie ἄλλός τις oder der Partikel δέ in enklitischer Verwendung (πρόσδε) begegnet. Ähnlich folgt der Gebrauch von iota subscriptum der Handschrift (was absolut nicht hilfreich ist und manchmal stört, u.a. bei einem Konjunktiv wie I.76,8 ἔχη). All dies ist in der Byzantinistik inzwischen relativ häufig und wurde in nicht wenigen Editionen umgesetzt. Damit verbunden, jedoch bis jetzt nur selten praktiziert und kaum ausgereift, ist der Gebrauch byzantinischer Interpunktionsregeln, was in diesem Fall deshalb mit gutem Grund zu erwägen war, weil es sich um eine autographe Handschrift handelt. T. liefert in seiner Einleitung (141*–149*) eine ausführliche Diskussion für und gegen die Verwendung einer byzantinischen Interpunktion (d.h. in der Realität für und gegen die Befolgung der Interpunktion in der einzig existierenden Handschrift). Dabei nimmt er besonderen Bezug auf die Argumente, die von Reinsch für eine byzantinische Stixis vorgebracht wurden, und die konträren von Bydén¹. Die leicht eigenartige Lösung T.s ist es, beiden Seiten Gehör zu schenken. So findet sich in der Ausgabe sowohl eine moderne, von T. selbst gesetzte, Interpunktion, als auch, in Parenthesen, die Interpunktion der Handschrift. Ich empfinde dies als eher störend und glaube, dass sich etwas derartiges

¹ D. R. REINSCH, Stixis und Hören, in: Actes du VI^e colloque international de paléographie grecque, Drama 2003, ed. B. Atsalos – N. Tsironi. Athen 2009, 259–269; B. BYDÉN, Imprimatur? Unconventional punctuation and diacritics in manuscripts of medieval Greek philosophical works (*Ars edendi lecture series* 2). Stockholm 2012, 155–172.

für auf Papier gedruckte Editionen nicht durchsetzen wird (ein andere Sache ist, wie man bei einer elektronischen Edition verfährt: hier kann man sich, wie auch von T. für die Zukunft vorgesehen, durchaus eine Schichtung, eine Art doppelte Interpunktion, vorstellen, von der der Leser die eine oder die andere ausblenden bzw. sichtbar machen kann). In der vorliegenden Ausgabe bleibt es offen, inwiefern die Beachtung der byzantinischen Interpunktion und der Akzentsetzung zu einem interpretatorischen Zugewinn geführt hat.

An der Akribie in der Edition ist wenig auszusetzen. Wohl Versehen des Editors sind II 86,2 (οὐτως) und II 275,3 (σφόδρα). Ferner fehlen II 313,6 und II 336,2 Fragezeichen. Es gibt auch eine beträchtliche Anzahl von Stellen, wo ich nicht von der modernen Interpunktion überzeugt bin (der Editor entfernt sich manchmal in unnötiger Weise von dem, was in der Handschrift steht). En detail ist zu hinterfragen, warum II 192 das Epigramm auf die Frau des Kaisers Maurikios nicht in margine gelassen wurde, so wie es in der Handschrift steht, sondern in den Text geholt wurde.

Am Endes des Bandes stehen die Indices, die in ihrer Art ausgezeichnet sind. Auf einen Index Graecitatis sollte das Corpus Fontium, mindestens in dieser Form (d. h. in der Hauptsache als eine Liste der Abweichungen von der Schulgrammatik) künftig jedoch verzichten.

Zusammenfassend sei festgehalten, dass die vorliegende Arbeit eine bemerkenswerte Leistung darstellt. T. hat seine Hauptaufgabe, die Erstellung einer *editio princeps* der *Chronika*, in hervorragender Weise bewältigt. Seiner weiteren Arbeit an dem Textkomplex (mit einer Neuausgabe der *Synopsis*), zu dem das vorliegende Werk gehört, können wir mit großen Erwartungen entgegensehen – wegen der Qualität seiner Arbeit, aber auch weil die Erschließung der *Chronika* (zusammen mit der *Synopsis*), um Tocci selbst zu zitieren (115*), „es nunmehr möglich (macht), einen Blick in die Werkstatt eines byzantinischen Chronisten zu werfen.“

Staffan Wahlgren

Warren TREADGOLD, *The Middle Byzantine Historians*. Houndmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan 2013. XVII + 546 S., 2 maps. ISBN 978-1-137-28085-5.

This new book by the American scholar Warren Treadgold appears five years after its predecessor dealing with the early Byzantine historians¹, and it will be followed in due course by a third volume on the late Byzantine historians, on which T(readgold) is already working. When this last and third volume is published, Byzantinists will have at their disposal a thorough digest of all Byzantine historical writing from Late Antiquity until the end of the empire, and, more specifically,

one that has for the most part taken into account latest research and not avoided controversy when dealing with problematic issues. This will be the time for a final assessment of T.'s contribution to the understanding of Byzantine historiography and Byzantine literature in general, whereby one should carefully distinguish between the undeniable utility of such a vast enterprise for popularising the field of Byzantine Studies and the validity of the approaches followed and conclusions drawn by the author.

The present volume begins with a very short preface (x–xv) with a sort of manifesto of the author's intentions and must be read carefully by every reader before he starts the first chapter dealing with the dark centuries. In this short preface T. contrasts his book with former research and says that he does not pretend 'to summarize previous studies', but 'to study all the Byzantine histories themselves, to correct as many mistakes and to reconcile as many inconsistencies in the secondary literature as I can, and to arrive at some general conclusions and observations about Byzantine historiography'. T. does not hide the fact that his approach is meant to be controversial, and says that he will try 'to alert the reader whenever I think previous scholarship is mistaken and to explain why I think so' (x).

There is nothing special about these statements, for this is always the approach to be expected (and demanded) of a modern scholar dealing with medieval texts. One could only wish that T. was always right in finding an explanation to problems raised by modern researchers, although one suspects that there might be occasions where he is not convincing or even totally wrong, even if he only admits in p. xiv that some statements of his, qualified with words such as 'probably', 'perhaps' and 'approximately', are 'in varying degrees uncertain'. The problem, however, does not lie in these preliminary words, but in the approach followed by the author as is made clear in the following pages of the preface (xi–xiv), where we already see that what he has in mind is mostly *Quellenforschung* of the most traditional sort. That is, the sources of all the historians studied in his lengthy book constitute the main concern for T, who approaches Byzantine histories mainly as sources for reconstructing the past and therefore qualifies them as good or bad, reliable and unreliable in accordance with this purpose.² The two main methodological considerations made in the preface by T. significantly concern historical sources: one is about the number of histories that could possibly have got lost (his conclusion seems to follow the old adage *entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem*), the other is about their nature (xii–xiii). Apparently T. thinks that a given author's use of the sources may tell us much about his originality, for he writes that 'some modern scholars who have treated Byzantine historians as if their works were entirely original may be dismayed by my attribution of much of those works to lost works' (xi).

Leaving aside for the moment whether he is right or wrong with these attributions (we shall see below that he is pushing

¹ W. TREADGOLD, *The Early Byzantine Historians*. Houndmills, Basingstoke 2007.

² W. TREADGOLD, *The unwritten rules for writing Byzantine History*, in: *Proceedings of the 23rd International Congress of Byzantine Studies, Belgrade 22–27 August 2016. Plenary Papers*. Belgrade 2016, 277–292 even draws a list of four 'good' and for 'bad' historians.

the evidence to far in most cases), the question is whether originality can be defined simply in terms of the use of the sources, in particular for many Byzantine historians who invested their time in the form (language, style, structure) of their texts and mostly limited themselves to rewriting earlier histories and sources. In other words, it is not only *on which* sources a given author relied (the point with which T. is mainly concerned), but *how* he used these sources. T. is certainly not unaware of the literary nature of the works he is considering, but he appears to give much more importance to them as simple conveyers of historical facts, so that he goes so far as to argue that when Byzantine historians did not 'report past events accurately, impartially, and intelligently', 'we should feel free to criticize them when they fell short of what they were trying to do'. I am not so sure that modern scholars should 'criticize' Byzantine historians for not meeting our expectations as modern readers concerning what is true and false in past history, for we would be left with a devastating impression of their vision of history, since in most cases they did not—or did not only—pretend to reconstruct faithfully the chain of events or to date them accurately, but also presented past events according to moral standards for future readers: Byzantine and modern historians are, despite the occasional comparisons made by T.,³ worlds apart! Certainly, we must be aware of limitations and defects of the Byzantine histories and use them, together with many other documentary sources, to reconstruct the past. However, this should not be the purpose of T.'s book, which does not analyse or study the historical *sources* of a given period (as, say, the volume of Brubaker and Haldon on Byzantine Iconoclasm).⁴ Rather, as T. has devoted a monograph to Byzantine histories, he ought to have treated them primarily as *texts*, and accordingly, also as *literary texts*. This is however not the case, for T. is mostly unconcerned about *literary genres* and *form*. There is no word about this aspect in the preface and references to the genres appear in his book only interspersed among other considerations, mainly regarding historians of the 12th century, and they are not recalled in the conclusions.⁵

Once we have understood what the purpose of T.'s book is and what we should not look for in it, we should be able to judge it on its own criteria, that is, we should consider whether T. accurately describes the working method of the middle Byzantine historians, which is the main purpose of this monograph.

The book consists of 13 chapters, all of them consecrated to one or more historians, whose work is presented and discussed in chronological order, except for the final chapter, where conclusions are summarised. The texts selected for study are primarily, as is to be expected, the major chroniclers and historians of the time, from the beginning of the dark centuries to the fourth Crusade. Ch. 1 'The Dark Age', deals with Trajan the Patrician, Tarasius and Nicephorus (1–37); Ch. 2 with George Syncellus and Theophanes (38–77); Ch. 3, 'Theophanes's Successors', with lost histories of the 9th c. and George the Monk (78–120); Ch. 4, 'Historians under Leo the Wise', again with lost histories written during his reign and, prominently, the so-called *Secret History* of Nicetas the Paphlagonian (121–152); Ch. 5, 'The Official Histories of Constantine Porphyrogenitus', with the *Historical Excerpts* of the Emperor, the *Vita Basilii*, Genesis and Theophanes Continuatus I–IV (153–196); Ch. 6 with the texts of the Logothete group (197–224); Ch. 7, 'Historians of the Age of Expansion', with Leo the Deacon and other historians used by John Scylitzes (225–270); Ch. 8 with Michael Psellus's *Concise History and Chronography* (271–308); Ch. 9, 'Psellus's Contemporaries' with Attaliates, Scylitzes and Cedrenus (309–342); Ch. 10 with Nicephorus Bryennius and Anna Comnena (343–386); Ch. 11, 'Anna Comnena's Contemporaries', with Zonaras, Manasses, Glycas, Cinnamus and Eustathius of Thessalonica (387–421); and Ch. 12 with Nicetas Choniates and the four editions of his history (422–456).

As can be seen, T. includes in his study some lost histories, to which we shall return below (for they take up a significant percent of the pages of the book), but whose inclusion in the book does not require any justification. It is otherwise with some other minor works dealt with occasionally by T. which do not belong to the historical genre, at least as we understand it. Their inclusion in the survey seems in some cases forced or of no pertinence. This is primarily the case with the *Bibliotheca* of Photios together with a supposed dictionary of authors compiled by Ignatius the Deacon, which are both discussed in Ch. 3 (100–109). T. justifies their analysis with the argument, that 'while the *Bibliotheca* is by no means a formal history of literature, or indeed a formal composition of any kind, it includes vast amounts of material of historical value'. Also surprising is the brief description of the text usually called *Parastaseis syntomoi chronikai*, which T. translates as *Brief historical notes* and labels as a 'hopelessly ahistorical work' (35–37), whose interest lies mainly in that it is a precious witness of a circle of antiquarian Constantinopolitan nobles trying to make sense of the monuments of the capital in the 8th century. More logical is the inclusion of the monograph of Eustathius on the *Capture of Thessalonica*, which T. considers a *Report*, although he unfortunately excludes from his survey the parallel work of Cameniates (121–123), which is one of the most fascinating pieces of literature of the whole Byzantine period. Finally, the *Historical excerpts* of Constan-

³ See for instance p. 63 referring to George the Synkellos's historical method: 'Even today, with a long tradition of historical writing to provide guidance and models, modern scholars who finish their histories often fall to produce prose that is simultaneously readable, precise, and accurate. Reconciling the conflicting demands of a narrative history and a reference work has always been especially difficult'.

⁴ L. BRUBAKER – J. HALDON, *Byzantium in the Iconoclast Era* (ca. 680–850): The sources. An annotated survey (*Birmingham Byzantine and Ottoman Monographs* 7). Birmingham 2001. This study laid the basis for the history of the Iconoclastic period written ten years later by L. BRUBAKER – J. HALDON, *Byzantium in the Iconoclast Era* (c. 680–850): A history. Cambridge 2011.

⁵ See pp. 410–411 for a discussion of Cinnamus's work as ἐπιτομή or ἱστορία; p. 420, for the report of Eustathius on the capture of Thessalonike; or p. 436 for the titles ἱστορία and χρονική διήγησις given by Choniates to the different editions of his work.

tine VII are included, for they provide a basis for historical writing (156–165), although they do not represent a history, but rather a compilation of histories. These additions are, to be sure, welcome in order to provide some background to the writing of histories and chronicles, but if that was T.'s purpose when including them in the survey, we would have expected some kind of justification, for other texts are excluded whose pertinence to this book is even greater. To name a few instances: Why has T. excluded the hagiographic genre which has produced a great number of historical Lives (for instance those of the patriarchs of the 9th century), whereas he includes the *Vita Basilii* (165–180)? Or why has T. not dealt with the poem by Theodosius the Deacon *On the capture of Crete*, whereas he includes the verse *Chronicle* of Manasses? Or why does T. exclude from his survey works such as *De thematibus* (154: 'certainly not a history'), *De administrando imperio* or *De ceremoniis* (156: 'cannot really be called histories'), whereas he has included the *Historical excerpts*, which follow the same principle of thematisation of past history? And what about the encomia, which are certainly rhetorical works but whose approach to history is imitated in some historical works when the author deals with reigning emperors?⁶ It would have been interesting if T. had made reference also to these works in his survey, for they contribute to the understanding of the historical works he reviews in the book, certainly as much as the *Bibliotheca* of Photius does.

Concerning the structure of the work, in each chapter T. gives first a biography of the historian, based on available sources and plausibilities (in some cases he discusses the evidence and then gives a summary); then it follows a description of the text and its sources, this aspect being the most important part of the analysis; and he finishes with a series of short considerations on structure, language and purpose, which varies in extent and order depending of the peculiarities of the author.

The paragraphs on language and style are written mostly in a routine way and pay attention to the most prominent and identifiable characteristics of Attic Greek, as for instance the use of the dative or the optative, but do not go beyond these external markers and rarely offer a more complete assessment of the style of the author. The use of dual is, for instance, carefully recorded for most of the historians,⁷ but nothing is said in most cases concerning clauses or rhythm, even when this could provide evidence for an author's use of his sources. Thus, T. characterises Genesisius' prose as 'clumsy' (184) and says that 'the incompetence of Genesisius' prose is probably one reason the emperor was so displeased with *On imperial reigns* that he had the same assignment done over again in the first four books of *Theophanes continuatus*', but he then limits himself to remarking Genesisius' use of the dual and does not attempt to describe how Genesisius worked with his sources on a stylistic level as compared to the Continuator of Theophanes. This is by no means a secondary issue for the revival of history at the

time of Constantine VII was not only a matter of access to the sources, but a question of finding the appropriate level of style. Genesisius was perhaps the first attempt to upgrade the style of the sources (he could be labelled as the first metaphrastes), but he did not succeed in this because of his eccentric choice of words and baroque twisting of the syntax. The Continuator, who took up the project anew, did the job better, but he does not appear to have been a first-class historian such as Theodore Daphnopates, for he imitates too closely passages taken from the collection of historical excerpts. In the case of Anna Comnena T. gives a short description of her style (378–379), and observes that despite her Atticising Greek 'she frequently violates various other classical rules of grammar and syntax', for which he duly refers to the corresponding bibliography. However, he explains these inconsistencies in Anna's style as a consequence of the fact 'that instead of being drilled in the rules of classical grammar at a regular school she had learned from respectful tutors who taught her only what she wanted to learn'. This is of course just a guess, and even if it is correct, misses the point of the author's style, which was a conscious attempt to blur the limits between epic and Attic narratives, a point T. briefly discusses a few pages earlier (366–367) when dealing with the 'anomalous title' of Anna's history. Provided that Anna's 'Homeric' style went beyond the choice of words and affected the syntax, it may be connected with the character of the *Alexiad*, which was, according to T., neither a biography nor a panegyric (373). The fact that the events are narrated from the point of view of the hero, as T. suggests, may be related to epic models. This is one more instance of how Byzantines innovated historical genres and one more reason to pay serious attention to style and genres.

More consistent are the sections devoted to the biographies of the historians, where T. is accurate in recording every event that might be relevant for tracing the biography of the corresponding historian, although he sometimes goes well beyond the evidence, as for instance when he gives a short summary of Theognostus's life (89–90) based on the probable content of his lost work which T. tries to reconstruct in the preceding pages. This is a procedure the author regularly follows with less well documented authors, whose works are preserved (as he guesses) through their use by other historians, with the result that their biographies are for the most part dependent on T.'s earlier description of their works. It is also significant that he pays careful attention to all details of an author's life, even if they are not particularly relevant to the assessment of his work, as for instance references to distant relatives of Genesisius (181–183) or of Zonaras (pp. 390–391), whereas he does not describe the author's other works except when they are relevant for reconstructing his biography. Accordingly, T. appears to miss the point when he discusses the meaning or purpose of Psellos's work and characterises it as 'a work of political philosophy' (301) without any previous description of his philosophical works. T.'s devotes a section to the 'uniqueness of the Chronography' (296–308) but his analysis is based only on the text, its content and its structure and no connection is made between it and other works by Psellos, in particular his speeches (for instance, the encomia of Constantine IX) and hagiographical writings. After stating that the *Chronography* was neither a simple set of biographies of emperors, nor an

⁶ See for instance the final lives of the emperors in Psellus's *Chronography* and Ataliates's *History*, which resemble encomia ...

⁷ See pp. 184, 212, 243, 265, 283, 292, 299, 311, 351–352, 379, 393, 402, 415, 419, 448.

autobiography, T. comes to the conclusion that ‘the Chronography is an unusual and remarkable history because Michael Psellus was an unusual and remarkable man’. He is certainly right, but again this conclusion might have been substantiated by an analysis of the influence of other literary works by the author on his historical work.

The major contribution to the study of middle Byzantine historiography, however, is to be found in T.’s reconstruction of many lost historical works whose content and structure is more or less accurately described through the use of them as sources by later authors. The list of the texts thus ‘unearthed’ by T. together with the authors who were the basis for his reconstruction is the following: Trajan the Patrician, from Theophanes (8–17); Theognostus the Grammarian and Sergius Confessor, from Theophanes Continuatus and Genesis (79–100); the Epitome and Continuation of Theophanes, from Logothete A (100–114); the *History* of Basil and Leo VI, from Logothete A (126–134); Nicetas the Paphlagonian’s *Secret History*, mainly from Pseudo-Symeon (134–152); Manuel the Protospatharius (197–203), from Logothete B; Nicephorus the Deacon, from Scylitzes (226–236); Theodore of Side and Theodore of Sebastea, from Scylitzes (247–258); Demetrius of Cyzicus and John the Monk of Lydia, from Scylitzes (258–270). These sections comprise more than a hundred pages (more than a fifth of the entire book!). It is only for the twelfth century that T. posits no lost historical work and thus concentrates his analysis on the preserved texts.

The discussion of T.’s reconstruction of these lost histories would take much space, and thus only a few brief comments will be offered here. The departing point of his considerations is that only a few historical texts were lost (this point is made already in the preface, as we have said), and thus all extant Byzantine histories are based on these texts, which were used in a rather mechanical fashion. To be sure, there would be little basis for reconstruction if one believed that there had been more lost sources and that the preserved historians had used them more freely, as we think to be the case. Taking, however, this first step for granted, T. proceeds to a detailed reconstruction of the period of time covered by lost histories (A texts) and identifies their texts with certain sections of the transmitted histories (B texts), which are supposedly based closely on them, preserving even their wording. Nevertheless, as T. encounters many problems in the process of such identifications, he is often obliged to give further ad hoc explanations, this being a third step in his methodological approach. For instance, if there are chronological errors in a B text that cannot have occurred in an A text, they are explained away through the use of a complementary source.⁸ Or again, if several B texts are all supposed to have used the same series of A texts as sources,

this coincidence is explained by the fact that some of them consulted the same A texts through a single intermediate version which is lost.⁹ More problematic are the cases in which T. is obliged to reinterpret the sources against the *prima facie* evidence in order to make an A text the predominant source of a B text.¹⁰

Many more examples could be given, but I think that this sample is enough to prove that T.’s reconstruction of lost works is mostly based on a chain of unwarranted assumptions and stands on a very shaky ground, for once the first premise is shown to be false, the whole building can collapse. Consider for instance his assumption (234–235) that the historians referred to in the prologue of Scylitzes are listed in chronological order. This provides the basis for T.’s identification of each historian with the corresponding section on successive emperors in Scylitzes. However, as T. rightly observes, the only two authors on the list who are known to us, Theodore Daphnopates and Nicetas the Paphlagonian, are put in the wrong order, for ‘Nicetas the Paphlagonian evidently wrote before Theodore Daphnopates’. T. explains this because ‘Scylitzes is unlikely to have known Nicetas’s exact dates, because Scylitzes wrote long after Nicetas’s death and seems never to have seen Nicetas’s history’. But how can we be sure that Scylitzes knew the correct chronological order of the remaining historians of his list? Moreover, how do we know that he ordered all his sources chronologically? Might he not have listed the historians according to the types of texts they produced? The categories or strategies of the works mentioned in Scylitzes’ prologue are in fact central to T.’s criticism. On the other hand, how can we be sure that the works mentioned in Scylitzes’ prologue were his sources or that he followed them closely? Certainly we know that he followed very closely the text and

⁹ See for instance p. 85, whereby T. concludes that Genesis, Theophanes Continuatus and Pseudo-Symeon consulted the *lost* history of Theognostus (among other texts) through the intermediary of the *lost Secret History* of Nicetas.

¹⁰ See for instance the case of Manuel Protospatharius, who is explicitly said by Scylitzes 230.35–36 to have written the *ἀνδραγαθήματα* of John Curcuas in 8 books but is made by T. (197–203) to be the author of a general history of the time. Consider also T.’s statement on 185: ‘Genesis’ claim that this period had „not been presented in a history book“ before him was false, because Nicetas [the Paphlagonian] had evidently presented all of it and more’. If we go back to the previous chapter on Nicetas, we see that the reconstruction of this work is problematic, so it would be advisable not to use it as a basis for interpreting Genesis: ‘To be sure’, writes T. in 151, ‘this reconstruction requires us to identify as a single history three independently attested works: the anonymous ‘secular and sacred history’ read by our late Byzantine reviewer, Nicetas’s *Secret History* used by Xanthopulus, and Pseudo-Symeon, and the common source of Pseudo-Symeon, Genesis, *Theophanes Continuatus*, the *Life of Basil* and the *Life of Euthymius*’. Again, these three works, which are supposed to attack Photius, have not been preserved and their reconstruction is hypothetical.

⁸ See for instance p. 127, where T. affirms that the Logothete A based his narrative of the reign of Michael III on the lost *History* of Basil and Leo VI, a text that arranged its entries ‘in accurate, through modified, chronological order’. However, as T. notes that the Logothete ‘makes some glaring chronological errors in recording the reign of Michael’, he concludes that ‘these mistakes seem to have resulted from his clumsy combining other material with his chronological accurate source’.

the wording of *Theophanes Continuatus*, but we are not sure that this history is mentioned in Scylitzes's prologue or is to be identified with Theodore Daphnopates, as T. argues. If Scylitzes was critical of the sources he mentions in the prologue it would be strange that he copied them literally. Indeed, the text of Genesis (quoted by Scylitzes) is scarcely used by him and soon abandoned as he discovered the more palatable version of the *Continuatus*. We do not exclude that the authors listed by Scylitzes could have been also listed according to their provenance, since at least three of them Joseph, Genesis and Manuel, are grouped on account of their common Constantinopolitan origin (Ἰωσήφ, Γενέσιος καὶ Μανουήλ, οἱ Βυζάντιοι; here again T. fails to notice that Joseph and Genesis are two different historians, for Genesis is not used as family name –since it has no article– but rather as a Christian name, as for instance in the case of the brothers Genesis and Thomas, p. 182). To sum up, there is no firm ground for identifying Scylitzes's sources according to the order of historians listed in his prologue.

T.'s work ends with a final chapter 13, 'The Historians as a Group' (457–487), where he summarises the partial conclusions drawn in the previous chapters. The first section of this final chapter, 'the historians' (457–468) is rather a quantitative approach, whose validity is to a great extent dependent on the dubious identification of the lost histories T. makes in the previous chapters of the book. Thus, he writes that 'Middle Byzantine historians appeared at a rate of about one every eleven years' (457); 'two fifth of their histories have failed to reach us intact' (459); 'the number of forty-three middle Byzantine historians is therefore to some extent arbitrary' (460); 'we know or can reasonably conjecture something about the family backgrounds of twenty-nine of our historians' (460); 'about twenty-seven of them seem likely to have been born in the capital' (461); 'twenty-two or twenty-three seem to have served as civil officials at some point in their careers' (463); 'twenty-two historians held various positions in the Church' (463); 'we know or can guess the dates when thirty-seven of the historians were born and when they completed their histories' (465) etc.

More interesting is the section 'the histories' (468–478) where T. deals for the first time with the problem of 'types' for the histories he has been dealing with. He distinguishes between 'narratives dealing the century or two before the author wrote' and 'world histories' (he avoids using the term chronicle), but hesitates to label or define the 'remaining histories' which, according to him, 'were a varied lot that may be classified in different ways' (469) and includes histories of literature, biographies, monographs and compilations (the *Historical excerpts*). His main concern is again the historians' acquaintance with the facts and their use of oral and written sources. The final section, 'the historiography' (478–487) is a chronological exposition of all the historians discussed in the book according to the historical circumstances in which they lived and wrote their works.

There follows a map with the birthplaces and workplaces of the middle Byzantine historians (488–489) and a very useful table of the middle Byzantine historians (490–491), to be used with reserve for the lost histories. Pp. 492–546 have Bibliography and Indices.

Juan Signes Codoñer

Asinou across Time. Studies in the Architecture and Murals of the Panagia Phorbiotissa, Cyprus. Edited by Annemarie Weyl Carr and Andreas Nicolaidès (*Dumbarton Oaks Studies* 43). XII + 431 S., zahlreiche Abb. in Farbe. Washington, D.C.: Dumbarton Oaks Research Library and Collection 2012. ISBN 978-0-88402-349-4.

In einer reich bebilderten Monographie der Dumbarton Oaks Studies legen die Herausgeber Annemarie Weyl Carr und Andreas Nicolaidès (unterstützt durch Beiträge von acht weiteren Fachkollegen) eine umfassende Bearbeitung der Wandmalerei der Kirche von Asinou vor, die nahe Nikitari an den nordöstlichen Ausläufern des Troodosgebirges gelegen ist. Der Zeitrahmen des Buches reicht vom 12. bis ins 14. Jahrhundert, in einem Einzelthema sogar in das 17. Jahrhundert. Die vollständig ausgemalte Kirche, die inschriftlich 1105/06 gestiftet wurde, besitzt längst ihren Rang unter den Referenzbauten zur komnenischen Wandmalerei. Anders als das bedeutende Kloster des Johannes Chrysostomos bei Koutsoventis, dessen Parekklesion von 1110/1118 auf den komnenischen Befehlshaber, Eumathios Philokales, zurückzuführen ist, gehört Asinou eher zur zweiten Linie lokaler Stiftungsaktivitäten, die sich dafür aber kontinuierlich auch unter der Herrschaft der lateinischen Lusignan nach 1192 fortsetzt. Der Titel des Buches „Asinou across time“ lenkt den Blick von Anfang an auf diese zeitübergreifenden Zusammenhänge. Überraschend wird der Leser allerdings im Vorwort mit der Information konfrontiert, dass die komnenische Gründungsphase im Buchkonzept ausgegliedert wurde und einer gesonderten Publikation vorbehalten ist. Auf die Risiken und Defizite, die sich für das Buchkonzept damit ergeben, wird noch zurückzukommen sein.

Die Herausgeber haben, wie schon kurz erwähnt, ein Team ausgewiesener Fachleute zusammengeführt, die sich in separaten Dossiers äußern: G. Grivaud (13–36) befaßt sich mit der Lokalgeschichte von Asinou, A. Papageorgiou (39–66) mit der Architektur. N. Patterson Sevčenko (69–101) legt die metrischen Beischriften des Baus vor. Das komplexe Maleireiprogramm des Narthex wertet S. Kalopissi Verti (115–208) aus. Aufgenommen ist auch ein nachgelassener Text zum Wandpaneel der Georgsikone von D. Winfield (102–112). Die Naosmalerei wird von A. Weyl Carr (211–310) vorgestellt. Abschließend folgen Befundanalysen zu Putzkanten, Pigmenten und Maltechniken der Wandmalerei durch die Restauratorin I. Kakoulli, gemeinsam mit M. Schilling und J. Mazurek (313–356). Eine knappe „Conclusion“ (361–370) liefert eine Verknüpfung und Zusammenschau der Ergebnisse durch die Herausgeberin. A. Weyl Carr legt hier ihr Stiftungsnarrativ des Monumentes vor, in dem Akteure unterschiedlicher Ethnien, Religionen und sozialer Stellung sowie Maler unterschiedlichster Schulung, Herkunft und Zeitstellung zusammenfinden. Unverzichtbar als Begleitung durch den gesamten Band erweist sich nicht zuletzt das von A. Nicolaidès gestaltete mehrschichtige Planschema (4); von ihm stammen auch Ausführungen zu Datierung und Ikonographie der Malereien an den Narthex-Wänden (93–101).

Im methodischen Vorgehen ist das Buch keine bauarchäologische Untersuchung, sondern ein Produkt verfeinerter Methoden der historischen Wandmalereiforschung. Die differenzierten Beobachtungen zu Putzaufträgen, -anschlüssen und -überlappungen liefern neue Grundlagen der Chronologie. Die älteren Datierungen von D. Winfield werden zwar im Wesentlichen bestätigt, aber durch detailliertere Abfolgen deutlich erweitert. Grabungen oder geophysikalische Untersuchungen konnten weder im Naos noch im Narthex oder in Außenbereichen durchgeführt werden (10), so dass weiterführende Fragen der Klosternutzung und des Bestattungswesen unbestimmt bleiben. Neben die ikonographischen und stilkritischen Methoden der Gegenwart treten kostümkundliche und frömmigkeitsgeschichtliche Analysen, die die multiethnischen Gesellschaftsbilder des östlichen Mittelmeerraumes zu identifizieren helfen. Als liturgische Quelle trägt schließlich das Synaxarion von Asinou zur Chronologie bei, das im Parisinus gr. 1590 erhalten ist.

Ein erster Bewertungskonflikt ergibt sich gleich schon für die komnenische Gründungsphase. Bauinschrift und Synaxarion nennen zwei abweichende Stifternamen – es sei denn, es handelte sich nach verbreiteter Praxis bei dem zweiten um den Mönchsamen des Erstgenanten. Dieses Zusammentreffen der unterschiedlichen Namen lösen die Autoren wie folgt: Die Ausmalung des Naos wird durch zwei Malereinschriften auf 1105/06 n. Chr. festgelegt, eingetragen im Tympanon der Nordtür außen und in der Südwest-Lunette unter Konstantin und Helena mit dem heiligen Kreuz innen. In Stifterbild und -epigramm des Naos treten ein Magistros Nikephoros Ischyrios und seine verstorbene – wegen der Kleidungsangleichung: Frau – Gephyra auf. Der Narthex, der ein erkennbar besseres Mauerwerk besitzt als der Naos, wird dagegen mit der im Synaxarion für 1115 genannten Klosterstiftung eines Mannes namens Nikolaus in Verbindung gebracht (18). Ein Kloster-typikon fehlt. Der Narthex bleibt zunächst ohne Ausmalung. So stützt die monastische und sepulkralbezogene Verwendung derartiger Narthices im Allgemeinen diese baugeschichtliche Zuschreibung. Erklärungsbedarf erfordert weiterhin der Kontrast zwischen dem reich differenzierten Kuppelbau des Narthex und dem eher schlicht gehaltenen, tonnengewölbten Naos. Dieser Gegensatz, der im Grundriss höchst trennend wirkt, wird jedoch durch die Scheitelhöhen des Naosgewölbes, sichtbar im Längsschnitt (45), wieder korrigiert. An dieser Stelle wären weitere bautypologische Vergleichen hilfreich gewesen. Die jüngere Kirche von Lagoudera 1192 beispielsweise besitzt über einem gleichen Ausgangsgrundriss einen zentralen Kuppelnaos, der vermutlich um eine schmale biapsidiale Vorhalle ergänzt war¹. Die schlichte Form des in ländlichen Kontexten verbreiteten dreiteiligen Saalbaus als Naos und der elegante, pendentivgestützte Kuppelnarthex von Asinou schreiben jedenfalls von Anfang an eine spannungsvolle Ambivalenz in die diachrone Ausstattungsgeschichte der Kirche ein.

Der Narthex von Asinou steigt sehr bald zum zentralen Memorialort auf, auf den sich die Bildrepräsentation aller

nachfolgenden Stifter konzentriert. Um 1180 wird der Anfang gemacht. Der offensichtlich verzichtbare Nebeneingang im Süden wird zugesetzt und an seiner Stelle ein Reiterpaneel des Heiligen Georg von beachtlichen Maßen, 2,15 m in der Höhe, und mit leuchtendem Lapislazuli-Grund (Abb. auf 94) angebracht. Die Ergänzung respektiert damit den vorgegebenen Stiftungsbestand, initiiert aber baldige Nachfolge. Es ist die Stiftung eines Pferdeweterinärs (hippiatros) namens Nikephoros, die an die Widmung der Kirche der Theotokos Phorbiotissa anzuknüpfen scheint, da Wolfsmilch als Heilpflanze besonders bei der Pferdezucht verwendet wurde (83). Den Putzaufträgen nach, folgt vermutlich noch Ende des 12. Jahrhunderts – erhalten allerdings in der Übermalung des späten 13. Jahrhunderts – ein Ganzfigurenbild der Anastasia Pharmakolytria. Die Stifterin dürfte aus einem Nachbardorf namens Saramali stammen. Diese Anastasia Samanliana in hochmodischer Kostümierung trägt eine mit Tuchstreifen drapierte Kappe nach französischer Art (Abb. auf 117)². Es scheint sogar, dass diese Frau auch die Ausmalung der ebenfalls im 13. Jahrhundert erneuten Apsiskonche finanziert hat, da beide Malereien maltechnisch und stilistisch auf eine Werkstatt aus der Levante, dem Kerngebiet der Lusignan, zurückzuführen sind (129, 364). Die lokalgeschichtlichen Forschungen von Grivaud, die kostümgeschichtlichen Kenntnisse von Kalopissi Verti, die maltechnischen Analysen von Kakoulli und die stilkritischen Einordnungen von Weyl Carr verzahnen sich hier auf schlüssigste Weise. In der Transformation der Bilder aber wandelte sich das jenseitsbezogene, auf die Sündenvergebung im Jüngsten Gericht ausgerichtete Stifterwesen der Byzantiner zur bereits gegenwartsbezogenen Schutzanrufung und zum Sponsoring des Bauunterhaltes der Lateiner (129). Inmitten der kulturellen Transformationsprozesse und Beschleunigungen der Lebenswelt zeigen sich Kohäsionskräfte der Religionspraxis.

Das von Prestige und Individualität bestimmte Figurenbild der Anastasia Samanliana, das in den ersten Rang mediterraner Frauenporträts des 13. Jahrhunderts gehört, wird in der Narthexkonche darüber noch überboten vom Familienbild einer vermögenden Witwe in schwarzem Schleier. Die unbekannte Auftraggeberin ist hier zusammen mit ihren Kindern im ausladenden Figurenschema des Schutzmanteltypus zu sehen, mit dem sie sich unter den Schutz der Gottesmutter begibt. Kalopissi Verti führt armenische Vergleiche für diese Adaption des Schutzmantelmotivs aus der dominikanischen und franziskanischen Frömmigkeit an (122). Es ließe sich noch näher auf die Mantelspende des Prokopios zugunsten einer – wiederum – weiblichen Stifterfigur in der kappadokischen Kirche des Yusuf Koc verweisen, einer Kirche, die ohne

¹ A. NICOLAÏDÈS, L'église de la Panagia Arakiotisa à Lagoudera, Chypre: Etude iconographique des fresques de 1192. *DOP* 50 (1996) 1–138, Plan 1.

² Zu den Vergleichen im Westen (119) ließen sich drei Frauenfiguren hinzufügen, die als Törichte Jungfrauen auf dem Türsturzelief der Kirche von St. Peter und Paul in Eguisheim/Elsass aus der Zeit um 1230 auftreten. Sie tragen die gleiche modische Kappe, mit Tuchband um Haupt und Kinn gebunden und sind der spätromanischen Bauhütte in Basel zuzuordnen: W. HOTZ, Handbuch der Kunstdenkmäler im Elsaß und in Lothringen. Darmstadt 1976. Abb. auf 49.

Kenntnis der kreuzfahrerzeitlichen Kunst um 1200 schlechterdings nicht zu erklären ist³.

Das Bildkaleidoskop der lokalen Eliten im Kuppelnarthex von Asinou schließt mit der siebenköpfigen Mönchskommunität des 14. Jahrhunderts (181ff.) und einem Laienstifter namens Georgios mit modischem Kopftuch über dem Hinterkopf (186). Allerdings treten diese Mönche, darunter ein Verstorbener, nicht als Gruppenbild auf, sondern in einzelnen, seitlichen Bildpaneelen nach alter byzantinischer Konvention. Ein Priestermonch namens Barnabas wird der Eingangslünette zum Naos zugeordnet, als handle es sich beim Bildträger um eine Apsis (Abb. auf 155), wie dies in der kappadokischen Karanlik Kilise von Göreme gegeben ist. Dort ist der Priestermonch Nikephoros zur Rechten der Deesis knieend zu sehen⁴.

Dieses außergewöhnliche Türkonzept von Asinou verdient es, noch intensiver als es in der Publikation geschieht („Templon-Kopie“ 157), in der komplexen Medialität akzentuiert zu werden. Unter der Türlünette mit der titulären Inhaberin der Kirche, der Theotokos Phorbiotissa, werden die liturgischen Ikonen der Theotokos Eleousa und des Christus Eleemon so eingesetzt, als werde hier das heilstheologische Gespräch zwischen Mutter und Sohn um die Errettung der Menschheit bereits vorweggenommen. Ein derartiges Ausgreifen des liturgischen Handlungsortes auf den Narthex, das ansonsten erst von spätbyzantinischen Kirchen bekannt ist, findet eine Parallele wiederum in der kappadokischen Karanlik Kilise, in der die Verkündigungsszene von der Templonwand auf die Seitenfelder der Narthextür verlegt ist, weil der gesamte Bildraum des Naos nach den Trinitätsbildern ausgerichtet ist.⁵ In Asinou geht dieser Eingriff in die liturgische Verortung der Bilder noch weiter: Auch das konzentrische Kuppelprogramm des Narthex, mit dem das Geschehen des Jüngsten Gerichtes bekrönt wird, nimmt Eigenschaften einer liturgischen Naoskuppel vorweg. In der Engelshierarchie treten dort dienende Engel mit verhüllten Händen auf, die die kosmische Symbolik des Gerichtes um Hinweise auf die Liturgie des Großen Einzugs ergänzen (134). Erneut wäre auf das Kuppelprogramm im Naos von Laghoudera 1192 mit gleichlautenden Engels-schilderungen zu verweisen, das der Maler von 1332/33 vermutlich zum Vorbild genommen hat⁶. Der semantisch vielfach

aufgeladene Kuppelnarthex von Asinou konnte auf diese Weise auch Defizite des altertümlichen, kuppellosen Naos ausgleichen. Der komnenische Ursprungsbau blieb jedenfalls bis zuletzt als Funeralbau eigenen Rechts unangetastet und selbst die Restaurierungsmaßnahmen von 1340 respektieren ihn als historisches Raumkonzept.

An dieser Stelle sind nun die Analysen zum Naos von Weyl Carr zu diskutieren, die in der Abfolge des Buches den Schluss bilden, die zugleich auch auf den Ursprungsbau zurückkommen. Die Naosausmalung der Jahre nach 1340 wird von ihr als Teilerneuerung charakterisiert, die sich auf den mittleren, weiträumigen Raumabschnitt mit den Türzugängen beschränkt, während die beiden angrenzenden Joche im Osten als Bema und im Westen als Naosfortsetzung in ihrem Zustand von 1105/6 belassen wurden (260). Im westlichen Kompartiment unter der Fußwaschung ist der Handlungsort der Taufspendung zu vermuten, zumal Petrus im Stirngestus die Umdeutung der Fußwaschung als Taufersatz anzeigt. Die Darstellung der Vierzig Märtyrer von Sebaste greift dort auch auf ungewöhnliche Weise in die Bildorganisation ein⁷. Das narrative, Gruppenbild der Vierzig Märtyrer von Sebaste setzt sich im oberen Abschnitt nahtlos über die Raumkanten hinweg und schafft einen nischenartigen Bildraum (Abb. auf 262 unten). Diese Umdefinition der ansonsten durch kräftige, rote Rahmenleisten gegliederten Wandflächen, die hier das erste Mal auftritt, erinnert wiederum an die Bildregie der kappadokischen Säulenkirchen von Göreme, die über Wandkanten und Gesimse hinweg großflächige Bildräume für die szenischen Handlungen schaffen⁸.

In diesen ergänzenden Beobachtungen zur Raum- und Bild-Organisation zeigt sich auch, wie selbständig der komnenische Naos von Asinou in die liturgische Ordnung der Bilder eingreift, um sie zugleich funeral zu positionieren. Die freistehende Kirche von Asinou verhält sich wie ein Parekklesion, in dem die Stiftergräber zu erwarten wären. Ohne Kirchengrabung allerdings erübrigt sich hier jegliche Spekulation zur Frage einer Grabbelegung des Naos. Die westliche Naoswand eröffnete die Bildfolge in der Leseordnung der Passionsliturgie, besitzt dann aber keine zyklische Fortsetzung. Die Gitterbilder in der Naosmitte besitzen eine eigene Leseordnung. Kuppelthemen wie Pfingsten und Himmelfahrt überfangen dagegen die seitlich angrenzenden Joche, so dass die Raummittle entscheidend durch das Stiftergedächtnis akzentuiert wird. Szenisches Stiftungsbild und Totenklage der Koimesis auf der Westwand bieten die Raumbild prägenden

³ Der Datierungsansatz der Kirche von N. THIERRY, *La Cappadoce de l'Antiquité au Moyen Age* Turnhout 2002, Nr. 43 in das 11. Jh. ist überholt. Zur Identifikation der Stifterfigur bei Prokopios als Frau s. L. RODLEY, *Cave monasteries of Byzantine Cappadocia*. Cambridge 1985, 156. Zur Yusuf Koc K. zuletzt R. WARLAND, *Byzantinisches Kappadokien*. Darmstadt 2013, 99–102. Für die Kreuzfahrerzeit sprechen insbesondere das Türbild des Christophoros und die selbständige Umformung der Apostelikonographie, die nicht mehr als Beisitzer im Jüngsten Gericht auf Thronen sitzen, sondern als sprechende Figurenpaare organisiert sind.

⁴ H. YENIPINAR – S. SAHIN, *Paintings of the Dark Church*. Istanbul 1998, 62.

⁵ Zur trinitarischen Bildorganisation der komnenischen Karanlik Kilise: WARLAND (Anm. 3) 88–95 mit Grafik auf 89.

⁶ NIKOLAIDES (Anm. 1), Abb. 38.

⁷ Der Darstellung der Vierzig Märtyrer in Asinou folgen – „extremely similar“ (72) – den Darstellungen in der Nikolauskirche „unter den Dächern“ von Kakoupetria und der Kirche von SS. Joachim und Anna in Kalliana. Die kappadokische Felsenkirche von Sobessos/Sahinefendi (datiert 1216) nimmt dieses Bildthema als Gewölbethema mit eigenständiger Nebenszene wieder auf: M. RESTLE, *Die byzantinische Wandmalerei in Kleinasien*. Recklinghausen 1967, III, Taf. 421–422 und 423.

⁸ Beispielsweise in der Carikli Kilise greift die Himmelfahrtsszene über die Raumkanten hinweg: WARLAND (Anm. 3), Abb. auf 97.

Großformate des Naos. Mit der bildlichen Übergabe des Kirchengebäudes an Christus korrespondiert ideell die Übereignung des irdischen Körpers resp. der Seele der Verstorbenen an Gott, die im Medium des Koimesisbildes anklingt. Nimmt man die Bauepigramme hinzu, die sich allseitig bis in die Apsis fortsetzen, so wird der Naos insgesamt zum Gedächtnisraum, in den Bezüge zum Funeralritus von der Protesis bis zum Threnos eingeschrieben sind.

„To what extent is the fourteenth-century imagery a reliable transcript of the original, twelfth-century program? (235). Die grundsätzliche Anfrage an die Eingriffe des 14. Jahrhunderts im Naoszentrum diskutiert Weyl Carr zunächst an den Proskynetarionsikonen des Sockelstreifens. Die Nikolausikone dort nimmt nach ihrer Einschätzung die Vorgängermalerei sehr präzise wieder auf (242). Im Falle der thronenden Gottesmutter zwischen den Erzengeln entscheidet sie sich aber gegen ein komnenisches Vorbild (248–250). Der Rezensent möchte dagegenhalten: Das dreiteilige Figurentheme tritt auch im komnenischen Kappadokien auf, in der Karanlik Kilise neben der Tür zur Trapeza und in der Carikli Kilise gegen über dem Naoseingang, ferner in der Eski Gümüs in Nigde⁹. Die kappadokischen Beispiele stehender Figuren bestätigen die von Weyl Carr gegen die Thronform in Asinou geäußerten Vorbehalte, im Türbezug aber erhalten sie ihre ursprüngliche Bestimmung. Eine derartige Enface-Situation gegenüber der Tür (Foto auf 292) war auch in Asinou geben, denn der Nordeingang war, wie Weyl Carr in anderem Zusammenhang nachweist (298), der vorrangige Zugang, im Gegensatz zu heute. Es könnte sich demnach um ein Bild mit Aufforderungscharakter zum Gebet gehandelt haben, das der Eintretende sprach. In Verbindung mit dem Stifterbild darüber aber käme ihm zugleich eine kontinuierliche Erneuerung des Stiftergedenkens zu.

Wie aber wurde mit dem szenischen Stifterbild selbst verfahren? Die eigenwillige Bildfassung (Übergröße Marias, springender Figurenmaßstab des Stifterpaares) sprechen nach Weyl Carr für die Umbildung einer im Grundsätzlichen beibehaltenen Bildfassung. Die Wiedergabe des Kirchenmodells als Saalbau, ohne Kuppelnarthex, und das zeremonielle Rollenverhalten aller Beteiligten nach Regeln des antiken Patronatswesens weisen auf ein gezieltes, konservatorisches Vorgehen hin. Weyl Carr betont zurecht die rechtsetzende Autorität, die offensichtlich dem damals bereits gut dreihundert Jahre alten Stifterbild für den Erhalt der Stiftung zugesprochen wurde. In der Anpassung und diachronen Erneuerung von 1340 leuchtet ein letztes Mal der kulturelle Umbruch auf, der über Zypern und die östliche Mittelmeerwelt nach 1191 hereingebrochen ist, der aber nicht zum Auseinanderbrechen der Lebenswelten führte, sondern in Asinou ein Monument von bemerkenswerter gesellschaftlicher Kohärenz und formaler Geschlossenheit hinterlassen hat.

Die kräftigen Linien der Kontinuität, die „Asinou across time“ im Stifterwesen prägen, lassen sich auch auf das Erscheinungsbild der komnenischen Malerei im Besonderen übertragen. Diese unterliegt im 12. Jahrhundert einer durchgreifenden Fortentwicklung, die sich in spätkomnenischer Zeit zu

einem expressiven Sakralstil der Affekte und Manerismen, der Gewandkaskaden und der Blütenpracht steigert¹⁰. Nirgendwo ist dies so gut zu verfolgen wie auf Zypern mit Asinou als Ausgangspunkt. Das einheitliche Raumbild von Asinou lässt früh- und spätkomnenische Malereiprägungen nahtlos ineinandergreifen, wobei die spätkomnenischen Einflüsse auf Asinou und dem von dort geprägten Maler des 14. Jahrhundert zurückzuführen sind. Die Palmettenfächer beispielsweise, die die Clipei der frühkomnenischen Märtyrer im mittleren Naosjoch verknüpfen (252–253), sind nur über die Vermittlung von Asinou 1192 zu erklären. Die Lichthöhungen, die den Graten der frühkomnenischen Akanthusblätter, etwa in Koutsoventis, vereinzelt aufliegen, haben sich Ende des Jahrhunderts zu filigranen Lichtfächern verselbständigt¹¹. Von dem angekündigten zweiten Band zu Asinou ist sicherlich eine Klärung des Verhältnisses von Asinou 1105/06 zu Koutsoventis 1090/1110 zu erwarten. Die bislang diskutierten Modellbildungen eines hauptstädtischen Prototyps im Parekklesion des komnenischen Befehlshabers, geweiht der Trinität, und der Einordnung von Asinou als Nachfolgebau eines nachrangigen Landadligen ist nur von dort her zu klären (vgl. 263)¹².

Asinou öffnet aber auch den Zugang zum Kappadokien des 12. Jahrhundert und den komnenischen Säulenkirchen von Göreme. Die Karanlik Kilise, die sich in ihrer außergewöhnlichen Bildorganisation als trinitarisches Raumkonzept zu erkennen gibt, bietet in Szenen wie dem Abendmahl wörtliche Übereinstimmungen zu Asinou. Der Musterbuchzusammenhang lässt sich bis in die Realienschilderung der miniaturhaften Kelche und der Fischschale verfolgen.¹³ Weyl Carr setzt die Karanlik Kilise um 1100 an (297), während sie von Restle spätkomnenisch eingeordnet wurde¹⁴. Allerdings ist Asinou die elaborierte Ornamentik der kappadokischen Säulenkirchen noch fremd. Die Semantisierung der Gewölbe und Rahmenfelder als Blicke in himmlische Heilsräume, mit Blütenpracht und kostbaren Schmuckleisten, spricht jedoch weiterhin für das fortgeschrittene 12. Jahrhundert. Die Ornamentik der

¹⁰ Grundlegend zur Entwicklung der komnenischen Bildkunst und ihres engen Liturgiebezuges L. HADERMANN-MISGUICH. *Le Temps des Anges. Recueil d'études sur la peinture byzantine du XIIe siècle, ses antécédents, son rayonnement*. Edité en hommage par B. D'Hainaut-Zveny et C. Vanderheyde. Bruxelles 2005, 17–39, 43–62.

¹¹ Man vergleiche die Akanthusblätter in Koutsoventis 1110 (C. MANGO, *DOP* 44 [1990], Abb. 38) und die Helicesfächer zwischen den Clipei in Asinou across time 252–253.

¹² Kritisch zu diesen Modellbildungen äußert sich N. PAPA-KOSTAS in: *Cyprus entre Byzanz et L'Occident IV–XVI siècle*, hrsg. J. Durand – D. Giovanni. Paris 2012.

¹³ Man vergleiche die Bilder des Abendmahls in „Asinou across Time“ Abb. 282 mit RESTLE, Wandmalerei (Anm. 7) II, Taf. 235. Hierzu detailliert R. WARLAND, *Der Gegenstand im Bild. Zur Kontextualisierung von Realien in der byzantinischen Wandmalerei Kappadokiens*, in: *Byzantine small finds in Archaeological Contexts*, hrsg. von B. Böhlendorf-Arslan – A. Ricci (*Byzas* 15). Istanbul 2012, 369–384, bes. 371.

¹⁴ M. RESTLE in *RBK* III, 1978, 1101–1104.

⁹ Diese Außenszenen werden in der Regel nicht abgebildet.

Karanlık Kilise steht in Details der Nikolauskirche *tiis stegis* in Kakoupetria des mittleren 12. Jahrhundert näher. Die Elmali Kilise zeigt dann in den windbewegten Lichtfächern der Himmelfahrtsszene unmittelbar die filigranen Helicesformen wie Lagoudhera 1192. Die Christuskirche des Antifonitis bei Bahçeli/Kaligea geht schließlich in der golden schillernden, streifigen Anlage der Ornamentborten auf das engste mit der Yusuf Koç Kilise um 1200 überein¹⁵. Die Besetzung Zyperns 1191 durch die katholischen Lateiner könnte byzantinische Malermönche zum Weggang nach Kappadokien veranlasst haben. In jedem Fall aber stößt Asinou das Tor auf zu einer neuen Absicherung der komnenischen Kirchen von Göreme.

Noch eine Schlussbemerkung zu „Asinou across Time“: Die 431 seitenstarke Monographie, in gut lesbarer, instruktiver Diktion und dichter Bebilderung, liefert *ad exemplum* geradezu ein Handbuch zu zentralen Themen byzantinischer Bilder, ihrer Semantik, Medialität und raumbezogenen Erfahrungsweise. In der Herleitung des Isaak-Bildes aus Mentalitäten des Christlichen Ostens (223) oder in der Differenzierung der Frömmigkeitsgeschichtlichen Tonlagen der Stifterinschriften (363) zeigen sich beispielhaft die Möglichkeiten, die eine kulturschiebende, individuelle, gesellschaftliche und religiöse Denkweisen eröffnende Bildwissenschaft zu leisten vermag.

Rainer Warland

Andrew Walker WHITE, *Performing Orthodox Ritual in Byzantium*. Cambridge: Cambridge University Press 2015. XI + 278 S., 12 Abb., Musiknoten. ISBN 978-1-107-07385-2.

Die hochgesteckten Erwartungen von Konstantinos Sathas (1878), im Byzantinischen Jahrtausend Dramen- und Theaterformen entdecken zu können, die dem Altertum und dem westlichen Mittelalter und der Renaissance ebenbürtig wären (Erwartungen, die schon Karl Krumbacher nachdrücklich gedämpft hatte), haben sich nach jahrzehntelangen Kontroversen nicht einlösen lassen, da nach der protobyzantinisch-späthellenistischen Phase sich nur mehr Vermummungen und Maskierungen, Gauklerei und Schaustellerei, Akrobaten und Lustigmacher nachweisen lassen, während von organisierten Theaterformen nicht die Rede sein kann. Die Diskussion rund um das Millennium von Formen institutionalisierten Theaters hat sich sodann auf die Theatralität und die *theatricality* auf die *performativity* verlagert, nach Maßgabe

der theaterwissenschaftlichen Diskussion und dem Aufkommen und der Etablierung der *performance studies*. Auf diesem Sektor ist die byzantinische Kultur freilich reichhaltig an Formen und Manifestationen, angefangen vom Hofzeremoniell bis zu den Gauklern und öffentlichen Schaustellern, aber auch mit den öffentlichen Prozessionen und Messen in der Kirche, die von Liturgietheoretikern schon früher mit theatralischen Termini belegt worden sind, um von brauchhaften Spielen ganz abzusehen. Diesem Trend sind einige Forscher wie M. Mullett und P. Marciniak gefolgt, die Quellenbelege sind nicht unerheblich und wurden auch in einem weiteren Kontext untersucht, etwa im Sammelband von A. Öztürkmen und E. B. Vitz, *Medieval and Early Modern Performance in the Eastern Mediterranean* (Turnhout 2014).

Einen anderen Weg hat Andrew Walker White eingeschlagen, der in seiner Dissertation von 2006 (*The Artifice of Eternity: A Study of Liturgical and Theatrical Practice in Byzantium*. Univ. of Maryland 2006), ausgehend von M. Velimirovič, die erhaltenen Handschriften des byzantinischen Meßrituals der «Drei Knaben im Feuerofen» auf ihre Spektakularität hin untersucht (Velimirovič hatte auch zwei russische Handschrift herangezogen, wo die Symbolhandlungen realistischer sind; zum Feuerofen nun ausführlich A. Lingas, *Late Byzantine Cathedral Liturgy and the Service of the Furnace*), in: *Approaching the Holy Mountain: Art and Liturgy at St Catherine's Monastery in the Sinai*, ed. Sh. Gerstel. Turnhout 2011, 179–230). Diese Dissertation liegt nun in einer stark überarbeiteten Form als Buch vor, zu einem Zeitpunkt wo der theoretische Diskurs um die *performativity* weiter vorangeschritten ist und mit dem *performative turn* (von Marciniak auch bereits für Byzanz reklamiert) bereits die Gesamtkultur unter darstellerischen Gesichtspunkten antizipiert wird. W(hite) ist selbst Schauspieler und Theaterkritiker und hat die *Service of the Furnace* auch selbst auf dem Campus der Maryland-Universität inszeniert und aufgeführt. Mit dem Feuerofen-Missale erhält das «Geisterkapitel» der Theatergeschichten einen kleinen Appendix, denn in den meisten erhaltenen Handschriften ist von einem herabgelassenen Engel die Rede und die drei Knaben stehen im Feuerofen, psalmodieren und drehen sich im Kreis; auch in der ausführlichsten Handschrift (Nat. Bib. Athen 2047, ca. 1416–29) werden die auszuführenden Symbolhandlungen allerdings verbal gesungen. Dies bestätigt auch Erzbischof Symeon in seinem bekannten «Dialog in Christus», wo er die Lateiner wegen ihrer sakrileghaften realistisch-theatralischen Passionsspiele anklagt und erklärend die Ausführung des *phournos*-Ritus beschreibt (ich gebe die englische Übersetzung aus dem Anhang): „And if they should censure us for the furnace of the [three] children, let them not rejoice completely. For we do not light up a furnace, but candles for lights, and we offer incense to god as is customary, and we portray an image of an angel, we do not bring down a man. And we offer only singing children, as pure as those three Children, to sing the verses from their canticle according to tradition“.

Wie dem auch sei, die *performativity*-Diskussion um die Übergangszonen von Ritual und Theater mit all der verunklarnden Variabilität der Begriffsbildungen in allen drei Fällen, läßt sich nicht rückgängig machen und somit ist «Theater» als jegliche Form von Darstellung für die byzantinische Kultur wieder im Trend. W.s Diskussion in der Introduction (1–11)

¹⁵ Eine umfassende Studie zur Ornamentik der kappadokischen Höhlenkirche und der zyprischen Vergleiche durch den Rezensenten ist in Arbeit.

ist allerdings überaus fair und zieht auf der einen Seite nachvollziehbare Trennlinien zwischen der Ästhetik des Ritualen und des Theatralischen, berücksichtigt auf der anderen Seite auch die fundamentalen Differenzen zwischen orthodoxer Spiritualität und lateinischem Nominalismus. Die fünf edierten Handschriften bewegen sich überdies durchwegs im 15./16. Jahrhundert: Athen 2047 1416–1429 (die ausführlichste Meßordnung), Athen 2406 c. 1453, und die Kurzfassungen Ivron 1120 c. 1458, Sinai 1527, 16. Jahrhundert, Lavra 165. Die Verwendung des *furnace-play* für die Diskussion um mögliche Theater-Formen in Byzanz bewegt sich daher in einer chronologischen Randzone.

In einem ersten Teil steht «Byzantine spatial, performance, and musical practice» zur Debatte. Im ersten Kapitel zum Raumverständnis und zur Raumhandhabung (Spatial practices in Byzantium, 15–46) kommt das theatralische Raumverständnis der frühbyzantinischen Zeit zur Sprache, die Prozessionsformen, die Christianisierung der paganen Festinhalte und -formen (*accommodatio*), die Symbolik der Kirchenarchitektur (Basilika, Apsis, *templum*, dreiteiliges Sanctuarium, Ikonographie usw.). Das zweite Kapitel (Ritual vs. theatrical performance in Byzantium, 47–85) beschäftigt sich mit der Frage der Möglichkeit einer Anwendung theatralischer Terminologie auf die byzantinische Liturgie. Der Titel der «Introduction: Jesus as performance theorist» ist etwas *trendy* ausgefallen, aber im wesentlichen geht es um „the use of the theatre artist as a metaphor for sin“ (49); die semantischen Wandlungen der antiken Theaterterminologie belegen diese Verteufelung der Schauspiele und der Schauspielkunst aufs anschaulichste (neben der Dissertation von Iosif Vivilakis 1996, vgl. meine Anzeige in *BZ* 92 [1999] 104–105, wäre auch meine einschlägige Studie Zur Geschichte der antiken Theaterterminologie im nachantiken Griechisch. *WSt* 119 [2006] 77–113 anzuführen gewesen). In der Frage nach dem «dramatischen» Charakter der byzantinische Liturgie nimmt der Autor eine klare Position ein: „The present section, then, will critique modern notions about the Orthodox rite’s ‘theatricality’ and ‘dramaticity’ through a close reading of the Divine Liturgy of St. John Chrysostom, and a delineation of its consciously anti-theatrical mode of performance” (51); „... the liturgy is not conceived as a drama, it was not performed as one, and the record shows clearly that the Fathers and their successors intended the laity to have a primarily spiritual experience through their work, not an aesthetic one” (52). Eine Brückenfunktion nimmt die Performanz der Rhetorik ein; die Lesung impliziert auch gewisse darstellerische Momente (vgl. nun I. Bibilakes, *To κήρυγμα ως performance. Εκκλησιαστική ρητορική και θεατρική τέχνη μετά το Βυζάντιο*. Athen 2013). Es kommen die Dialogizität mancher Homilien zur Sprache, die *ethopoieia*, Prozessionen wie die Kleine und Große *eisodos*, die Symbolik des Letzten Abendmahls usw. Die Zusammenfassung spricht die Position des Autors noch einmal deutlich aus: „Traditional scholarship on Byzantine sacred drama has tended to impose theatrical terminology onto various genres of sacred literature, the Divine Liturgy included. But given the continuity of classical education in Byzantium, and the high degree of learning among Orthodoxy’s most prominent clergy, it is unwise to classify Orthodox ritual as ‘dramatic’ even if, for example, their homilies contain ele-

ments of *ethopoieia*. ‘Characterization’ was only one of many rhetorical tools used in the course of any sermon, and passages of dialogue must be understood in their rhetorical, exegetical context. Moreover, priests distrusted applause and regarded it as their duty to enlighten their congregations, not entertain them” (72). Der Abschnitt endet mit einem *addendum* zu den Märtyrer-Mimen und über die Taufparodien und die Taufsymbolik. Das dritte Kapitel ist der liturgischen Musik gewidmet (Musical practices in Byzantium, 86–119). Ausgangspunkt ist hier die altgriechische Musik und die Intonation der Tragödienaufführungen: Skalen und Tonleitern kommen zur Sprache, die Notation, Harmonien und ihre Wandlungen im Ersten Jahrtausend, die Beziehungen zwischen *oktoechos* und Oktave, die Einführung der Minuskelschrift im 10. Jahrhundert und die Implikationen auf die musikalische Notation (Psellos, Mesarites), die spätbyzantinischen Reformen (Pachymeres, Bryennios, Koukouzeles).

Der Rest des Buches befaßt sich mit dem Meßritual der „Drei Knaben im Feuerofen“, doch die Ergebnisse dieser Untersuchung stehen schon vorher: „The tension between spirit and spectacle during the late Byzantine period would have been heightened during performances of arguably the most spectacular rite of its time, the *Office* or *Service of the Furnace*. Although constructed largely in the tradition of the ‘sung service’, *asmatikē akolouthia*, it contained unprecedented elements that led some observers to misinterpret it as a sacred drama. The remaining chapters of this study will explore the roots, aesthetic values, and performance dynamic of the *Service* in an attempt to understand whether, or how, the Orthodox liturgical aesthetic could be so easily misunderstood” (117). Etwa die Hälfte des Buches ist der «Study of the *Service of the Furnace*» gewidmet. Kap. 4 geht auf die «Origins of the *Service*» ein (123–139): das Buch Daniel, das Kontakion von Romanos Melodos, das Motiv in der Ikonographie (zu Philippe de Mézières’ *representatio* S. 138 siehe die Neuausgabe von W. PUCHNER, *The Crusader Kingdom of Cyprus – A Theatre Province of Medieval Europe?* Athens 2006). Kap. 5 (The *Service*’s historical context, 140–155) listet die weitgehend detaillosen Augenzeugenberichte auf: Ignatus von Smolensk 1389, Bertrand de la Broquière 1432, die schon oben genannte Stelle im «Dialog auf Christus» von Symeon, Erzbischof von Thessaloniki (1416/7–29). Kap. 6 (The *Service of the Furnace* in performance, 156–186) analysiert die Texte auf ihre performativen Aspekte hin und die Ausführenden: der Orthros, die *kaminos*, der Engel (Ikone), die Knaben, der Darstellungs-ort in der Kirche, die Stimmen: Kantoren, Chor, die Kinder; die fünf Texte stimmen in den Aufführungsdetails und in der Gesamtstrukturierung keineswegs überein. Wie Lingas notiert (*op. cit.* 187), nur die herabgelassene Ikone und der *choros* der Knaben seien ungewöhnlich für eine orthodoxe Liturgie (der «Tanz» mit ausgestreckten Händen und den Blick nach oben; wahrscheinlich schrittweise Kreisbewegung).

Eine «Conclusions» (187–189) betont noch einmal die Inkonsistenz der fünf Texte, die dann im Appendix I–V (190–218) mit einigen Abschreibebefehlern im Griechischen mit englischer Übersetzung folgen, Appendix 6 der Sermon von Symeon gegen die *sacre rappresentazioni* (219–225), VII die russischen Varianten aus dem 17. Jahrhundert (226–230); es folgen noch ein Glossar (231–237), die reichhaltige und auf

dem aktuellen Stand befindliche Bibliographie (238–271) und der Index (272–278).

Die Studie ist gut belegt, sorgfältig in ihren Ausführungen, die griechischen Texte nicht immer ganz korrekt (47–48 Schreibfehler wahrscheinlich durch elektronische Übertragung, 140 Falschbetonung, 219–225 Abschreibfehler). Mit dieser Arbeit zum spätbyzantinischen Meßritus der „Drei Knaben im Feuerofen“ ist der Argumentation einer möglichen Verwendung für die These der Existenz eines geistlichen Schauspiels in Byzanz weitgehend der Boden entzogen; der Verf. schreibt solche Interpretationen einem westlichen Mißverständnis zu, das auf der Existenz des theatralischen religiösen Dramas im lateinischen Westen basiert, während die

Spiritualität byzantinischer Kirchenkunst einen weit höheren Grad von Symbolismus niemals verlassen hat; vgl. z. B. den *arate pylas/tollite portas*-Ritus, der im Westen schon im Mittelalter zu den Höllenrachen-Szenen geführt hat, im Osten aber als Karfreitagsritus oder in der Auferstehungsnacht bis heute als liturgisches *dromenon* in seiner unentwickelten Symbolik weiterhin gepflegt wird (W. PUCHNER, Abgestiegen zur Hölle'. Der descensus ad inferos als Keimzelle eines inexistenten orthodoxen Auferstehungs-Spiels, in: Beiträge zur Theaterwissenschaft Südosteuropas und des mediterranen Raums, 1. Band, Wien / Köln / Weimar 2006, 191–216).

Walter Puchner